

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2017-1

PRAESENS

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

A-1170 Wien, Kulmgasse 30/12

email: office@buchforschung.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Murray G. Hall und Johannes Frimmel

Gedruckt mit

Förderung der MA 7 (Wissenschaftsförderung)



In Kommission bei Praesens Verlag, Wien

ISSN 1999-5660

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Murray G. Hall: Jubiläen im österreichischen Buchhandel:
Ludwig Doblinger, Franz Leo & Comp., Amalthea Verlag.
Seite 7

Andreas Golob: Das FWF-Projekt „Partizipatorischer
Journalismus in Michael Hermann Ambros' periodischen
Medien.“ Seite 13

Maria Rózsa: Mitteleuropäische Presseschicksale bis 1848. Seite 19

Veronika Pfolz: Bücher hinter Gittern. Seite 31

Murray G. Hall: Ausblendung – Annäherung – Restitution.
Der schwierige Umgang mit NS-Raubgut. Anmerkungen zu
BuB Forum Bibliothek und Information 12/2016, Schwerpunkt
NS-Raubgut. Seite 41

REZENSIONEN

Christian Adam: Der Traum vom Jahre Null. Autoren, Bestseller,
Leser: Die Neuordnung der Bücherwelt in Ost und West nach 1945.
(Günther Stocker) 45 / Karin Sattler: Crowdfunding als
Geschäftsmodell im Verlagswesen. (Carola Leitner) 49 / Reinhard
Klimmt, Patrick Rössler (Hg.): Reihenweise: Die Taschenbücher der
1950er Jahre und ihre Gestalter. (Christine Haug) 52 /
Friedrich Forssman: Wie ich Bücher gestalte. (Carola Leitner) 60 /
Ivona Kollárová: Slobodný vydavateľ, mysliaci čitateľ: Typografické
médiu v jozefínskej dobe. [Freier Verleger, denkender Leser.
Das typographische Medium zur Zeit des Josephinismus].
(Michael Wögerbauer) 63

NOTIZEN

Murray G. Hall feiert den 70er xx / Tagung „Zukunft des Lesens“
(20.–22. September) 70 / Antrittsvorlesung Johannes Frimmel 70 /
Praxiswissen Provenienzforschung 70

EDITORIAL

Liebe Mitglieder!

Das neue Heft, das Sie in Händen haben, hat wieder eine breite Palette an Themen zu bieten. Das Jahr 2017 markiert das Jubiläum von drei Buchhandelsfirmen, die jeweils 100, 200 und 300 Jahre alt geworden sind. Der erste Beitrag von Murray G. Hall widmet sich daher der Geschichte dieser Firmen. „Fake news“ ist seit einiger Zeit zwar in aller Munde, doch ist die Existenz solcher Nachrichten bzw. die Behauptung von solchen keineswegs erst ein Phänomen des 21. Jahrhunderts. Im ersten Beitrag präsentiert Andreas Golob den Hintergrund zu einem gerade anlaufenden FWF-Projekt über eine Facette des Zeitungsjournalismus in Graz im 18. Jahrhundert, genauer über eine Bauernzeitung, „die ein gewisser Ambros schreibt“. Maria Rózsa, die in den Mitteilungen des Öfteren über verschiedene Aspekte der Pressegeschichte des Habsburger Reichs aus ungarischer Sicht berichtet hat, untersucht diesmal „mitteleuropäische Presseschicksale“. „Bücher hinter Gittern“ nennt sich der Beitrag von Veronika Pfolz, die hinter Gefängnismauern und in Archiven recherchiert hat, und zwar nicht wie Gefängnisbibliotheken historisch aussehen oder wie das Leseverhalten von Insassen aussieht, sondern wie „Zwänglinge“ als Buchdrucker und –binder in der Anstalt Korneuburg gearbeitet haben. Im darauffolgenden letzten Beitrag nimmt sich Murray G. Hall wieder – ausgehend von einem Schwerpunkt-Zeitschriftenheft – des Themas NS-Provenienzforschung an. Solche Forschung vor allem an österreichischen und deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken hat nach wie vor Hochkonjunktur, wobei sich Österreich vielfach als Vorreiter entpuppt hat. Auf den Beitragsteil folgen mehrere Rezensionen. Die Themen sind vielfältig: von der Bücherwelt in Ost und West nach 1945 und der Buchgestaltung von Friedrich Forssman bis zu Taschenbüchern der 1950er Jahre und Crowdfunding als Geschäftsmodell im Verlagswesen. Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre des neuen Heftes! Und noch eine Schlussbemerkung: Unser langjähriges Mitglied, Johannes Frimmel, der in den vergangenen Jahren an den *Mitteilungen* mitgearbeitet hat, wird ab sofort für den Inhalt mitverantwortlich sein.

In eigener Sache

Seit der Gründung der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich im Herbst 1998 und dem Erscheinen der ersten Ausgabe der Mitteilungen im Frühjahr 1999 hat Prof. Dr. Peter R. Frank wesentlich dazu beigetragen, dass wir immer wieder buchhandelsgeschichtliche Themen aufgreifen konnten, die von der in Österreich nicht institutionalisierten Buchforschung bislang vernachlässigt worden waren. Die Bearbeitung der Themen ist oft seiner Hartnäckigkeit zu verdanken gewesen. Ihm ist auch die Gründung der seit Band 4 im Harrassowitz Verlag erscheinenden Reihe *Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich* zu verdanken. Nun ist er aus Altersgründen und auf eigenem Wunsch von der Herausgeberschaft der *Mitteilungen* zurückgetreten. Ich möchte ihm im eigenen Namen sowie im Namen der Mitglieder unseres Vereins für seine langjährige Tätigkeit herzlich danken!

Murray G. Hall

Murray G. Hall:

Jubiläen im österreichischen Buchhandel:

Ludwig Doblinger, Franz Leo & Comp., Amalthea Verlag.

In einer Zeit, in der immer mehr Buchhandlungen ihre Tore für immer geschlossen haben, ist es umso erstaunlicher, dass gleich mehrere Wiener Buchhandelsfirmen in diesem Jahr große Jubiläen feiern. Zwei davon können auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken.

Musikhaus Doblinger

Das Musikhaus Doblinger, das sich als „älteste Buch- und Musikalienhandlung Österreichs“ bezeichnet, bietet heute laut eigener Aussage „eines der umfangreichsten Notensortimente Europas mit Stücken aus aller Welt“. Wie alles begann, schildert eine Anzeige in der *Wiener Zeitung* vom 7. und vom 9. August 1817 mit der Überschrift „Ankündigung der neu errichteten Musikalien-Leihanstalt des Friedrich Mainzer“. Zur Begründung führte er Folgendes an: „In einer Stadt, wo die unsterblichen Mozarte und Hayden [sic!] lebten; wo Musik von jeher einheimisch und geschätzt, ja sogar gegenwärtig durch einen Verein von allgemein geschätzten Künstlern und Liebhabern zu einem, ich darf sagen, täglichen Bedürfnisse der Mehrzahl gesteigert worden ist, durfte es nicht länger an einem Institute fehlen, das diesem schönen Bedürfnisse leichte Befriedigung für jeden Augenblick gewährt, und es möglich macht, Musikalien zu jeder Zeit auszuliehen.“ (S. 732) Vierzig Jahre später, im Mai 1857, wurde das Unternehmen, das inzwischen um eine Verkaufsabteilung erweitert worden war, von dem 1809 in Oberösterreich geborenen Ludwig Doblinger übernommen. Seit 1873 (und bis heute) befand sich die Firma in der Dorotheergasse. 1876 kam es zum Verkauf des Betriebs an Bernhard Herzmannsky (1852–1921). Nach dessen Tod wurde das

Geschäft von Bernhard Herzmansky junior weitergeführt. Wie der *Anzeiger für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel* zum 50jährigen Geschäftsjubiläum der Musikalienhandlung Ludwig Doblinger schrieb, schuf Herzmansky sen. eine Firma mit Weltgeltung: „Durch rastlosen Eifer gelang es Bernhard Herzmansky sen., der als äußerst tüchtiger, strebsamer und rühriger Fachmann bekannt war und sich in Fachkreisen außerordentlichen Ansehens erfreute, aus einem anfangs kleinen Geschäfte eine Firma von Weltruf zu machen. Eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete Bernhard Herzmansky sen. im Dienste der Wiener Operette.“ (Nr. 41, 8.10.1926, S. 271) Zu nennen wären Leo Fall, Franz Lehár oder Oscar Straus. Andere zeitgenössische Komponisten hat er auch aktiv gefördert. Seit 2009 ist Peter Pany, ein Urenkel von Herzmansky sen., Inhaber und Geschäftsführer des Musikhauses. (Nähere Details zur Firmengeschichte wie auch zu diversen Feierlichkeiten siehe die Website www.doblinger.at.)

Franz Leo & Comp.

Auch die von Susanne Remmer und Ulla Remmer geführte Buchhandlung am Hohen Markt in der Wiener Innenstadt feierte ihr langjähriges Bestehen unter dem Titel „200 Jahre Buchhandlung Leo“ mit einem Abend im Buchgewerbehaus und einem großen „Lese-Festival“. Über die Geschichte der ersten *hundert Jahre* der Firma berichtete seinerzeit Carl Junker in der *Österr.-ungar. Buchhändler-Correspondenz* (Nr. 25, 20. Juni 1917, S. 278):

Miszellen.

100jähriges Jubiläum. *Der Wiener Buchhandel kann am 20. Juni d.J. auf ein 100 jähriges Jubiläum zurückblicken. An diesem Tage wurde die heute die Firma Franz Leo & Co. tragende, im Besitze des Herrn Hofbuchhändlers Victor Löcker befindliche Buchhandlung gegründet. Ihr Gründer war Franz Wimmer, der sie bis zum Jahre 1841 führte. Drei Jahre wurde sie dann von den Erben Franz Wimmers administriert. Im Jahre 1844 trat Franz Leo¹ in das Geschäft ein und erwarb es*

1 27.12.1817, Karlsbad – 12.11.1892, Wien. Leo war bis 1838 Buchhandelsgehilfe in Prag.

zwei Jahre später, um es unter seinem Namen bis 1870 zu führen. In diesem Jahre trat Carl Konegen als Geschäftsteilhaber in die Firma ein, die von nun ab Franz Leo & Co. zeichnete. Schon ein Jahr darauf gelangte sie in den Alleinbesitz Konegens, der sie bis zum Jahre 1903 besaß und mit dem Sortimentengeschäft wieder, wie zur Zeit Wimmers, einen blühenden Verlag verknüpfte. Carl Konegen, der noch in der Erinnerung der meisten unserer Leser lebt, war er doch lange Jahre hindurch ein tätiges hervorragendes Mitglied des Vorstandes des Vereines der österreichisch-ungarischen Buchhändler, übersiedelte das Geschäft im Jahre 1878 in den Heinrichshof und machte es zu einem der größten und angesehensten der Kaiserstadt. Sein Verlag umfaßte zuletzt über 500 Werke meist philosophischer, philologischer Literatur, darunter Arbeiten erstklassiger österreichischer Gelehrter, wie er überhaupt danach strebte, seinem Verlag einen ausgesprochen österreichischen Charakter zu geben. Kurz vor seinem Tode verkaufte er sein Geschäft an seinen ihm seit mehr als 20 Jahren treu zur Seite gestandenen Prokuristen Victor Löcker und an seinen Schwiegersohn Ernst Stülpnagel². Die beiden führten das Geschäft bis zum Jahre 1909 zusammen weiter, trennten sich aber dann; Löcker behielt das Sortiment unter der Firma Franz Leo & Co., Stülpnagel führte den Verlag und das Kommissionsgeschäft unter dem Namen Carl Konegen weiter. Der heutige Inhaber der jubilierenden Firma ist ein gebürtiger Oberösterreicher. Er trat im Jahre 1877 als Lehrling in die damalige Hofbuchhandlung Theodor Evert in Linz ein, blieb daselbst auch als Gehilfe, war dann kurze Zeit Gehilfe in der Dieter'schen Hofbuchhandlung in Salzburg und trat am 1. Juli 1883 bei Franz Leo & Co. ein. Erst als Gehilfe, Buchhalter, dann Prokurist und Geschäftsführer arbeitete er dort, bis er das Geschäft selbst, wie oben erwähnt, übernahm. In den 100 Jahren des Bestandes der Firma hat er demnach derselben mehr als ein Drittel Jahrhundert seine Tätigkeit gewidmet. Der Ausbau des Sortimentes, die Führung eines gutgewählten Lagers außer den Spezialfächern Philosophie, Philologie und Geschichte war seine stete Bemühung. Auch gab er dem Geschäft nach außen eine entsprechend prächtige Ausstattung. Victor Löcker, der nun auch dem Vorstande des Vereines der österreichisch-ungarischen Buchhändler angehört, ist ein rastloser Arbeiter von unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit. Er ist nicht nur der Inhaber des Geschäftes, sondern auch dessen tätigste Kraft. Stets hat er es als eine Lebensaufgabe betrachtet, das Ansehen seiner Firma zu heben. 1908 wurde er durch Verleihung des Titels eines k.u.k. Hofbuchhändlers ausgezeichnet.

2 29. 10. 1872, Königsberg, Preußen – 25. 3. 1937, Wien.

Anfang 1918 übergab Victor Löcker die von ihm betriebene Sortimentsabteilung an den Rechtsanwalt Dr. Ignaz Kafka³ mit sämtlichen Aktiva und Passiva. Die Firma hieß nunmehr Franz Leo & Comp., k.u.k. Hofbuchhändler, Dr. Kafka. 1932 musste die Firma den Ausgleich anmelden, im Dezember 1934 wurde die Firma aus dem Handelsregister gelöscht und als Sacheinlage in die „Franz Leo & Comp., Gesellschaft m.b.H.“ eingebracht, die von Fanny Langer (der Tochter von Ignaz Kafka) und Hans Remmer geführt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Firma von Dr. Klaus Remmer (1926–2013), der ein langjähriges Mitglied der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich war, geleitet.⁴

Amalthea Verlag

Der Amalthea Verlag wurde im Sommer 1917 von dem am 7. März 1889 in Olten in der Schweiz geborenen und in Leipzig promovierten Juristen Dr. Heinrich Studer gegründet. Im Frühjahr 1918 wählte er schließlich Wien als Firmensitz und beschrieb das Verlagsprogramm in einer „Eröffnungsanzeige“ in der *Buchhändler-Correspondenz* am 20. März wie folgt: „Der Unterzeichnete erlaubt sich die hochgeehrten Herren Sortimentler auf seinen unter der Firma Amalthea-Verlag neugegründeten Verlag aufmerksam zu machen. Hauptzweck des Verlages ist zunächst die Propagierung *österreichischer* und schweizerischer Autoren. Es erscheinen in den nächsten Tagen von 12 österreichischen Autoren nicht weniger wie 15 Werke schöngeistiger Richtung, auf deren Ausstattung trotz des Krieges ihrem Inhalt entsprechend die größte Sorgfalt aufgewendet wurde. Ich bitte die Herren Sortimentler im Interesse der Sache sich für den Vertrieb der Werke *recht lebhaft einsetzen* zu wollen.“ Die Namensgebung „Amalthea“ dürfte beim Publikum kontrovers aufgenommen worden sein. Im *Amalthea-Almanach auf das Jahr 1922* fühlte sich Studer offenbar veranlasst, den Namen zu erläutern: „Für die Freunde meines Verlages, die den Amalthea- Almanach 1920 nicht ken-

3 7.12.1867, Wien – 24.7.1935, Wien. Siehe den Nachruf in *Anzeiger*, Nr. 18, 27. Juli 1935, S. 90, und die Parte in *Neue Freie Presse*, 26.7.1935, S. 16.

4 Siehe den Nachruf von Gerald Schantlin: „Dr. Klaus Remmer 1926–2013“. In: *Anzeiger*, Mai 2013, S. 8. Zur Firmengeschichte siehe Daniela Wessely: *Der Verlag von Carl Konegen in Wien unter Berücksichtigung der Verlagslandschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert*. Diplomarbeit Univ. Wien 1997. (Online: <http://www.wienbibliothek.at/sites/default/files/files/buchforschung/wessely-daniela-carl-konegen.pdf>).

nen und denen der Name ‚Amalthea‘ noch immer eine ‚Ziege‘ oder ein ‚Rätsel‘ bedeutet, sei erneut darauf hingewiesen, dass die ‚Amalthea‘ in der früheren griechischen Mythologie wohl die Ziege bedeutet, die Jupiter in den Gebirgen Kretas säugte, wo er, der zukünftige Beherrscher des Weltalls, von Rhea, seiner Mutter, ausgesetzt wurde, damit er nicht von ihrem Gemahl Kronos wie seine Geschwister Vesta, Juno, Geres, Pluto und Neptun aus Eifersucht und Angst von ihren gewaltigen Kräften verschlungen werde. In der späteren Mythologie wird die ‚Amalthea‘ vom Jupiter zum Dank unter die Sterne versetzt und ihr Horn zum Horn des Überflusses erhöht.“

Studer ließ sich die gediegene Ausstattung seiner Verlagswerke einiges kosten und legte auch ein ziemliches Tempo vor, was Neuerscheinungen betrifft. Bis Anfang 1924 waren es über 120 Werke, im September 1926 180 Verlagswerke in einer Gesamtauflage von ungefähr 700.000 Bänden, 1930 rund 220 Werke. Bis 1947 hat sich die Zahl fast verdreifacht auf 600, zehn Jahre später auf 700 Bände. Der Amalthea-Verlag hat unter allen belletristischen Verlagen in Österreich mit Abstand die meisten Verlagsalmanache herausgegeben. Von 1919 bis 1926 erschien der Amalthea-Almanach jährlich, danach eher sporadisch. Auch hier war die besondere Sorgfalt in der Herstellung oberste Priorität. Zu den vielen Reihenwerken und Jahrbüchern im Verlagsprogramm zählten die *Neue österreichische Bibliographie 1816–1918*, die *Wiener Drucke, Theater und Kultur*, das *Jahrbuch deutscher Bibliophilen*, das *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*, *Belvedere. Kunstzeitschrift für Sammler*, die *Amalthea-Bücherei* (in der insgesamt fast 50 Nummern erschienen) und die *Kleine Amalthea-Bücherei*. Besonders hervorzuheben ist eine deutsch-italienische Ausgabe in drei Bänden von Dantes *Göttlicher Komödie*, die 1924 als Festgabe zum 600. Todestag erschien. Musikerbiographien, etwa zu Beethoven und Mozart ergänzten das Programm.

Erst ungefähr fünf Jahre nach der Verlagsgründung in Leipzig suchte Studer am 12.7.1922 beim Handelsgericht in Wien um Protokollierung seiner Firma an. Am 19.9.1922 wurde sodann der Amalthea-Verlag mit Betriebsgegenstand buchhändlerischer Verlag von Werken schöngestiger Literatur unter Register A, Band 69, pagina 229 ins Wiener Handelsregister eingetragen. 1931 musste der politisierende Verleger Studer wegen Zahlungsunfähigkeit den Ausgleich anmelden. 1932 konnte der Verlag den Betrieb wieder aufnehmen. So vermeldete der Anzeiger im März 1932, das Geschäft werde „in vollem Umfange weitergeführt“ werden: „Wir freuen uns, daß dieser Qualitäts-Verlag, dessen Werke fast vollzäh-

lig in allen Kultursprachen übersetzt wurden und der sich speziell für die österreichische Kunst und Kultur mit großen Opfern durch Jahre hindurch erfolgreich einsetzte, weiter bestehen bleibt.“ Nach dem Anschluss im März 1938 musste Studer, wie andere Verlage und Buchhandlungen auch, sein Programm sowohl von jüdischen und monarchistischen Autoren säubern, als auch populäre Werke über Russland entfernen. Der Verlag erlitt allerdings einen unwiederbringlich hohen Verlust, als das Retentionslager beim Fliegerangriff auf Leipzig am 4. Dezember 1943 in Rauch und Asche aufging. Das Verlagsarchiv, die Privatbibliothek (über tausend Bände) und die repräsentative Wohnung des Verlagsinhabers in der evangelischen Schule, Wien IV, gingen am 9. April 1945 durch Plünderung und Brand zugrunde. Der Firmensitz blieb von 1940 bis zum Tod Studers am 21. Jänner 1961 am Schwarzenbergplatz 12. Im Oktober 1962 wurde die Firma vom Münchner Verleger Dr. Herbert Fleissner übernommen. Fleissner, Gründer der Verlagsgruppe, zu der LangenMüller, Herbig, Nymphenburger und Terra Magica gehören, starb 88jährig in München am 25. November 2016. Im Jahr 2002 übernahm Amalthea den Signum Verlag und befindet sich seit 1966 am Heumarkt 19 im 3. Wiener Gemeindebezirk. Programmschwerpunkte bilden heute unter anderem Biografien und Autobiografien aus Politik, Musik und Theater sowie Satire und Humor.⁵

- 5 Zum 100jährigen Jubiläum legte Amalthea zwei verlagseigene Publikationen vor: *Aus dem Füllhorn der Amalthea. 100 Gedanken aus 100 Jahren und der Mythos der Amalthea neu erzählt von Michael Köhlmeier*. Wien: Amalthea Verlag 2016 sowie *Festprogramm. 100 Jahre Amalthea*. Nektar und Ambrosia aus dem Füllhorn der Amalthea-Autoren und -Freunde anno 2017. Wien: Amalthea Signum Verlag 2017. Zur Geschichte des Verlags siehe Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938*. Band II, Wien: Böhlau Verlag 1985, S. 11–24, sowie die Website des Verlags. Eine eingehende Verlagsmonographie steht noch aus, kann aber jetzt unter Heranziehung bislang verlorengegangenen Archivmaterials in Angriff genommen werden.

Andreas Golob:

Das FWF-Projekt „Partizipatorischer Journalismus in Michael Hermann Ambros' periodischen Medien.“¹

„Die in Grätz herauskommende Bauernzeitung, die ein gewisser Ambros schreibt, enthält so viele falsche Nachrichten, Personalitäten und bedenkliche Artikel, dass deren Fortsetzung besonders bei den gegenwärtigen Zeitumständen bedenklich werden könnte.“²

Mit dieser Begründung ließ der aufgeklärte Herrscher Leopold II. im Februar 1792 die *Grazer Bauernzeitung* für einige Monate verbieten und Untersuchungen über den ominösen verantwortlichen Zeitungsschreiber einleiten. Der imperiale gouvernementale Fake-News-Vorwurf fand sich in bester, wohl gesitteter, aufgeklärter Gesellschaft. In Knigges *Umgang mit Menschen* wird vor despektierlich sogenannten „Anekdoten-Sammler[n]“ gewarnt, die ihre „Neckereyen“ unter dem Deckmantel des „Herrn Anonymus“ vortrügen³ und folglich aus der feinen Gesellschaft in die ‚Grub Street‘,⁴ von der sie zehrten, verstoßen werden sollten.

Michael Hermann Ambros mag auf den ersten Blick in dieses berüchtigte Profil passen.⁵ Geboren 1750 in Burgeis in Südtirol, verdiente er erste journalistische Spuren als Wien zu Beginn der 1780er Jahre dank der ‚erweiterten Preßfreiheit‘

1 Gefördert vom Austrian Science Fund (FWF): P 29979-G28.

2 HHStA, Wien, Protokolle der allerd. Handbilleten vom Ersten Jänner bis letzten Juny 1792, vol. 105, Nr. 191, zitiert nach Heinrich K. Caspart: *Michael Hermann Ambros. Ein österreichischer Journalist zwischen Aufklärung und Reaktion. Ein Beitrag zur österreichischen Mediengeschichte.* (Dissertationen der Universität Wien 221). Wien: Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1991, Bd. 2, S. 310.

3 Vgl. Adolph Freiherr Knigge: *Über den Umgang mit Menschen.* Herausgegeben von Wolfgang Fenner im Auftrag der Adolph-Freiherr-von-Knigge-Gesellschaft zu Hannover. (Ausgewählte Werke in zehn Bänden Bd. 6, Philosophie I). Hannover: Fackelträger-Verlag, 1993, S. 338f.

4 Vgl. Robert Darnton: *The Literary Underground of the Old Regime.* London: Harvard University Press, 1982.

5 Vgl. Casparts grundlegende und umfassende biobibliographische Studie für Details.

von Druckschriften überschwemmt wurde. Der auf ihn aufmerksam gewordene Gugitz charakterisierte den Zugereisten nicht nur als Journalisten, sondern auch als volksnahen „Altwiener Bänkelsängerdichter“.⁶ Die Grazer Schaffensperiode von 1785 bis 1796 stellte wohl seinen Karrierehöhepunkt dar. Die *Grazer Bauernzeitung* konnte sich trotz Unbilden der Zensur und trotz starker offiziöser und privater Konkurrenz von 1786 bis Juni 1796 halten.⁷ Abgesehen von diesem Flaggschiff hatte der umtriebige unabhängige Medienunternehmer eine eigene Druckerei und gab 1795 auch das *Grazer Frauen-Journal*⁸ heraus. Nach dem Abgang aus Graz blieb der Journalist in Innsbruck bis zum Ende seines Lebens im Jahre 1809 der Medien- und Kommunikationsbranche treu, indem er ein Frag- und Kundschaftsamt betrieb und sich im lokalen Zeitungswesen einbrachte.

Ambros bewegte sich mit seinen beiden Grazer Presseprodukten, die den Fokus des Projekts ausmachen, zweifellos in einer eigenen ‚Nische‘ zwischen einem „gelehrten Journalismus“⁹ einerseits und dem offiziösen Pressesystem der Habsburgermonarchie andererseits. Anders als Knigges ‚Herr Anonymus‘ und anders als die meisten anderen Kollegen seiner Zeit bemühte sich Ambros aber durchaus um Transparenz, gab wesentliche, teils sogar selbstkritische Einblicke in die Entstehung seiner periodischen Medien, trat in eigenen Rubriken in Kontakt mit seinen „Gönnern“, wie er seine Korrespondenten respektvoll nannte, sowie mit seinen „Freunden“, das hieß, mit seiner Leserschaft. Daher stehen nicht nur die ‚Zeitungsnarrative‘ einer Analyse zur Verfügung, sondern auch die außergewöhnlichen Paratexte und Metatexte. Überdies werden sowohl die feuilletonartigen Teile als auch die administrativen, kommerziellen und privaten Anzeigen ins Blickfeld genommen.

Der Blick wird in einem ersten Schritt tief in die Texte eintauchen. Quantitativ interessieren die Verhältnisse von politischer Berichterstattung, Anzeigenteil und

6 Gustav Gugitz: Ein Altwiener Bänkelsängerdichter und Altösterreichischer Journalist (Michael Ambros). In: *Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Stadt Wien* 8. Wien: Verlag des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, 1928, S. 31–58.

7 Erhalten sind die Jahrgänge 1791, 1792, 1794 und 1796 sowie zum Großteil der Jahrgang 1795.

8 Gegründet 1792 als *Zeitung für Damen und andere Frauenzimmer*, in unterschiedlicher Ausrichtung und unter verschiedenen Titeln bis 1797 erschienen, vollständig erhalten.

9 Andrea Seidler: Die Anfänge der ungarischen Presse in Wien. Das gelehrte Netzwerk um die Allernädigst privilegierten Anzeigen des Daniel Tersztyánszky, 1771–1776. In: Johannes Frimmel und Michael Wögerbauer (Hg.): *Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie*. (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich Bd. 5). Wiesbaden: Harrassowitz-Verlag, 2009, S. 371–380.

Beiträgen zu Bildung und Vergnügen der Leserschaft sowie redaktionellen Paratexten und Metatexten. Die integrative Betrachtung aller Teile der Medien soll mehr Licht auf die Frage werfen, wie die eigentliche politische Zeitung denn mit Rückgriffen auf Stoff aus den „Parklücken der Aufmerksamkeit“¹⁰ gefüllt wurde, wenn Diplomatie und Waffen im Winter regelmäßig ruhten, wenn weniger passierte als auf acht Seiten Platz fand, um ein Bonmot Karl Kraus' zu strapazieren. In der Binnendifferenzierung wird das Vorkommen von anderen gedruckten Medien, wortgetreu wiedergegebenen oder referierten Dokumenten aller Art, Reflexionen mündlicher Kommunikationsformen wie Reden in legislativen Versammlungen und vor allem der Anteil der von Ambros glaubhaft ausgewiesenen Korrespondenz untersucht werden. Die Inserate geben beachtliche Einblicke in konkrete Mediennutzung und können räumliche und sozioökonomische sowie kulturelle Dimensionen der Medialisierung insbesondere in der Steiermark umreißen. Wie Voruntersuchungen zeigen, sind hier neben der überwiegenden Ebene der Honoratioren in Stadt und Land durchaus auch Personen beiderlei Geschlechts aus der unteren Mittelschicht vertreten.

Qualitative Fragestellungen drehen sich auf der Grundlage der Akteur-Medien-Theorie¹¹ um den Informationsfluss aufseiten der Korrespondierenden und in der zentralen Schaltstelle in Ambros' „Komptoir“. Der räumliche Schwerpunkt wird dabei auf den trans- beziehungsweise perialpinen Routen Innerösterreichs sowie Tirols und deren Verästelungen in den deutschen Sprachraum sowie in den Süden und Südosten der Habsburgermonarchie liegen. Angesichts der journalistischen Ausrichtung zwischen der wortkargen offiziösen periodischen Presse und der sachlichen Berichterstattung des ‚gelehrten‘ Journalismus ist es auch reizvoll, emotionale Elemente in der Berichterstattung, in Texten, die *prodesse et delectare* zu verbinden suchten, und selbst in Anzeigen aufzuzeigen. Als Grundlage dient in diesem Zusammenhang eine weit gefasste emotionsgeschichtliche Definition¹² von Eindrücken und verbalen sowie (beschriebenen) gestischen und mimischen Ausdrucksformen, beispielsweise von instinktiven Reaktionen in Kriegserfahrungen (die insbesondere in der *Bauernzeitung* weiten Raum einnehmen) bis hin

10 Eine passende Metapher der *Jet Leg All Stars*.

11 Tristan Thielmann und Erhard Schüttelpelz (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie*. Bielefeld: Transcript-Verlag, 2013.

12 Ute Frevert, Christian Bailey, Pascal Eitler, Benno Gammerl, Bettina Hitzer, Margrit Pernau, Monique Scheer, Anne Schmidt und Nina Verheyen: *Emotional Lexicons. Continuity and Change in the Vocabulary of Feeling 1700–2000*. Oxford: Oxford University Press, 2014.

zu kultivierten gemeinschaftsbildenden Gefühlen etwa der tätigen aufgeklärten privaten sowie staatlichen Wohlfahrt, aber auch innerhalb der Beiträgerschaft zu Ambros' Medien. Sowohl auf der emotionalen als auch auf der intellektuellen Ebene wird schließlich ein Hauptaugenmerk auf den Geschlechterbeziehungen in Ambros' Medien und zwischen Ambros' Medien liegen.

In konzentrischen Kreisen wendet sich der Blick in einem zweiten Schritt von den beiden im Mittelpunkt stehenden Medien nach außen. Die sehr rege Grazer Presselandschaft, die sowohl Beispiele offiziösen als auch privaten Journalismus zu bieten hat, wird einer eingehenden relationalen Analyse unterzogen. Neben einer kursorischen Suche nach Verweisen auf Ambros werden zur weiteren Akzentuierung ausgewählte politische und militärische Ereignisse dienen, denen Ambros mithilfe seiner Korrespondenz sein Hauptaugenmerk zuwandte. Außerdem interessiert auch, ob sich insbesondere unter den kommerziellen und privaten Inseraten ‚unique user‘ der Ambrosschen Medien ausmachen lassen. Flankierend werden Quellen zum Postwesen und zur Zensur aus dem Steiermärkischen Landesarchiv herangezogen. Über die Steiermark hinaus werden – fokussiert auf die politische Komponente – Vergleiche mit der periodischen Presse in Kärnten, Krain und Triest angestellt. Außerhalb der innerösterreichischen Kernzone werden die *Preßburger Zeitung* (ein dezidiertes Reibebein Ambros'), die *Wiener Zeitung* als maßgebliche Hofzeitung und die Notizie universali, die sich in Ambros' Stoßrichtung in den Süden der Habsburgermonarchie einen Namen gemacht hatte, berücksichtigt. Der deutsche Sprachraum, in dessen Kontext Ambros letztendlich verortet werden muss,¹³ ist vor allem mit den führenden Damenzeitungen und -zeitschriften einer Sophie La Roche und einer Marianne Ehrmann sowie mit dem *Journal des Luxus und der Moden* vertreten. Diese Presseorgane sind mutmaßliche Quellen für das Grazer Schwesternunternehmen nicht nur unter Ambros' Führung. Zudem werden Ambros' herausragende Gesinnungsgenossen, die er selbst immer wieder als solche erwähnte, einer Auswertung unterzogen. Es handelt sich dabei um Christian Friedrich

13 Vgl. für die *Bauernzeitung* als eine der besten deutschsprachigen politischen Zeitungen: Holger Böning: Grazer Bauernzeitung. In: Holger Böning und Reinhart Siegert (Hg.): *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850*, Bd. 2: *Der Höhepunkt der Volksaufklärung 1781–1800 und die Zäsur durch die Französische Revolution*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 2001, Sp. 427–428.

Daniel Schubarts Chronik sowie um Moritz Flavius Trenk von Tonders *Politische Gespräche im Reiche der Todten*.

Das Projekt ist im April 2017 angelaufen und wird bis März 2020 vom Antragsteller Andreas Golob sowie von der romanistischen Literaturwissenschaftlerin Ingrid Scherk durchgeführt. Konkrete Ziele sind zwei Monographien, eine über die Grazer Bauernzeitung, die andere über das Frauen-Journal. Im Frühjahr 2019 ist ein Evaluationsworkshop geplant, der sich mit intermedialen Fragestellungen in Perioden und Räumen verdichteter Medienproduktion auseinandersetzen wird.

Maria Rózsa:

Mitteleuropäische Presseschicksale bis 1848.

Dieser Aufsatz setzt die typologische Untersuchung der deutschsprachigen Periodika des Vormärz in einem mitteleuropäischen Kontext fort.¹ Material für den Vergleich bieten die Wiener *Sonntagsblätter* (1842–1848), der Pester *Der Ungar* (1842–1848) und die Prager Zeitschrift *Ost und West* (1837–1848). Bereits 1983 schlug István Fried in seiner richtungweisenden Studie über die ungarländische deutschsprachige Presse die Miteinbeziehung von *Ost und West* in die Analyse vor.² Ich möchte Ähnlichkeiten in Zielsetzungen der Redakteure der oben erwähnten Periodika, ihren formalen und thematischen Übereinstimmungen nachgehen, politikbedingte inhaltliche Umwandlungen der Blätter im Revolutionsjahr 1848 darstellen, ferner die Umstände bzw. die Ursachen der Einstellung der untersuchten Organe im Laufe der Unterdrückung der Revolutionen der mitteleuropäischen Länder darstellen.

In Pest-Ofen wie auch in Prag lebte ein seiner Herkunft und Sprache nach deutsches Bürgertum, so sprachen nicht nur die Bürger deutsch, sondern auch ein bedeutender Teil der Beamten der verschiedensten Nationalitäten, der Adeligen, der Handwerker und Kaufleute (unter ihnen auch die jüdischer Herkunft). Weiterhin war auch das Militär in den einzelnen Städten der Monarchie deutsch.³ In Ungarn sowie in Böhmen erfuhren seit den 1830 Jahren die deutschsprachigen Kulturinstitutionen, u. a. die Presse, eine Funktionsänderung durch die Forderung nach nationalsprachlichen Rechten. Die

1 Vgl. u. a. Mária Rózsa: Das Pester Sonntagsblatt von Heinrich Ritter von Levitschnigg 1853–1855. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung* 2012-1, S.73–90.

2 István Fried: A magyarországi német nyelvű sajtó kutatásának kérdései [Fragen der Erforschung der ungarländischen deutschsprachigen Presse]. In: *Magyar Könyvszemle* 99 (1983), Nr. 1, S. 101.

3 István Fried: Die Kultur des Bürgertums deutscher Muttersprache im Pest-Ofen zur Zeit des Vormärz. In: *Methodologische und literarhistorische Studien zur deutschen Literatur Ostmittel- und Südosteuropas*. Hrsg. v. Anton Schwob unter Mitarbeit v. Carla Carnevale und Fridrun Rinner. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1994, S. 83.

Sprecher der ungarischen und der verschiedenen slawischen Bewegungen polemisierten von Zeit zu Zeit heftig miteinander und diese Polemik fand ihren Niederschlag auch in der Pest-Ofner deutschsprachigen Presse.⁴

Die Lage des deutschsprachigen Bürgertums von Pest-Ofen unterschied sich wesentlich von der des in Prag lebenden. Dies hängt auch damit zusammen, dass der Status Ungarns in der Habsburger Monarchie von dem Böhmens abwich. Ungarns Sonderstellung wurde sowohl gesetzlich als auch durch den Landtag garantiert.⁵

Vor der Untersuchung der Periodika sollen die Städte, in denen diese erschienen, näher betrachtet werden. Für den Vergleich der Zahl der Einwohner stehen nur Angaben zur Verfügung, die nicht immer aus demselben Jahr stammen. So besaß Prag im Jahr 1848 150.000 Einwohner.⁶ 1847 gab es in Pest 109.881, in Ofen/Buda 34.893 Einwohner.⁷ Im 19. Jahrhundert nahm vor allem die Einwohnerschaft von Pest stürmisch zu. Dieser Zuwachs verstärkte die Positionen des deutschsprachigen Bürgertums nicht: aus Nordungarn waren zahlreiche Slowaken gekommen und hatten an vielen Baustellen Arbeit gefunden.⁸ Als in Wien in den 1840er und 1850er Jahren die Industrialisierung begann, setzte eine starke Zuwanderung aus Böhmen und Mähren ein. Wien war im Vergleich mit den beiden Städten als Hauptstadt der Monarchie mit ihrer Einwohnerzahl um 550.000 eine wirkliche Großstadt für damalige Verhältnisse.

Gemeinsam war den für die Untersuchung ausgewählten Organen, dass sie – wie alle belletristischen Blätter – in der Metternich-Ära die Politik mieden und nach den europäischen Revolutionen und der Aufhebung der Zensur die Pressfreiheit begrüßten und ihre Themen mit politischer Berichterstattung ergänzten.

4 István Fried: Das deutschsprachige Bürgertum von Pest-Ofen in den 1840er Jahren. In: *Ungarn-Jahrbuch* 18 (1990), S. 21.

5 Fried, Die Kultur des Bürgertums, S. 84.

6 Alois Hofman: *Die Prager Zeitschrift „Ost und West“: Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-slawischen Verständigung im Vormärz*. Berlin: Akademie Verlag 1957, S. 15–16.

7 Siehe dazu: *Budapest története* [Geschichte von Budapest]. Red.: Domokos Kosáry. Budapest: Budapest Főváros Tanácsa, 1975. Bd. 3, S. 399 ; weiterhin: János Kósa: *Pest és Buda elmagyarosodása 1848-ig* [Magyarisierung von Pest und Buda bis 1848]. Budapest: Általános Ny., 1937, S. 65.

8 Fried Das deutschsprachige Bürgertum, S. 19.

Sonntagsblätter

Für die von Ludwig August Frankl (1810–1894) gegründeten *Sonntagsblätter für heimatliche Interessen* war anfangs die bewusste Fortsetzung der Traditionen der Aufklärung charakteristisch, der Redakteur wählte für die Veröffentlichung Texte, die Wert und Wissen unterhaltend vermittelten.⁹ Zu diesen Themen gehörten vor allem Belletristik, landeskundliche und historische Artikel sowie Anekdoten. Das Wochenblatt ragte mit seiner Modernität und der Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts unter den vormärzlichen Presseprodukten besonders hervor. In der Zeitschrift ist die Wirkung des Jungen Deutschland sowie die liberale Denkweise des Redakteurs erkennbar. „Das Interesse des Lesepublikums wurde vom schalen Theaterklatsch abgelenkt und auf vielseitige Wissensgebiete [Heimat, Literatur, Geschichte, Wissenschaft, Technik, Industrie] gerichtet.“¹⁰

Zielgruppe des Wochenblattes *Sonntagsblätter* war das Bildungsbürgertum. Das Blatt hatte Oktavformat, war einspaltig, durchnummeriert, jedes Heft bestand aus 16 Seiten und zu jeder Nummer wurden Beilagen (entweder „Kunstblatt“ oder „Beilage“ betitelt, ab 1847 „Wiener Bote“) angeschlossen. Es wurden Konzertprogramme der Hauptstadt und Spielpläne der Wiener Theater (mit kurzen Inhaltsangaben) regelmäßig veröffentlicht, der Theater- und Musikkritik wurde eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Frankls Leitmotiv war, Österreich in den Vordergrund zu stellen und dies erleichterte den Erhalt der Bewilligung zur Herausgabe der Zeitschrift. An erster Stelle jeder Nummer stand immer eine Novelle (noch nicht in Fortsetzungen wie es bei den enzyklopädischen Unterhaltungsblättern üblich war), eine Sage oder ein Märchen, manchmal ein Gedicht von österreichischen Autoren, danach folgte eine Abhandlung über eine aktuelle Tagesfrage aus dem Gebiet der in- und ausländischen Literatur, Musik, Theater, bildenden Kunst, Geschichte und Erziehung. Die Bekanntmachung der technischen Entwicklung der Gegenwart (Luftschiffahrt, Eisenbahnangelegenheiten und Dampfschiffahrt, verschiedene Zweige der Industrie) gehörte auch zum Blickfeld des Redakteurs.

9 Siehe dazu: Maria Rózsa: Ungarische Themen in Ludwig August Frankls *Sonntagsblättern*. 1842–1848. In: Maria Rózsa: *Wiener und Pester Blätter des Vormärz und ihre Rolle an der Kulturvermittlung: Kontakte, Parallelen, Literaturvermittlung, Redakteure und Mitarbeiter*. Herne: Gabriele Schäfer Verlag, 2013, S. 12–55. (Studien zur Literaturwissenschaft 6)

10 Stefanie Dollar: *Die Sonntagsblätter von Ludwig August Frankl 1842–1844*. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde. Wien 1932, Vorwort, II.

Zwischen den *Sonntagsblättern* und den Pester Periodika (*Der Spiegel*, das *Pesther Tageblatt* und *Der Ungar*) bestand ein enger Kontakt; nicht nur die ungarischen übernahmen von dem Wiener Blatt Themen und Artikel, sondern auch ihr Wiener „Kollege“ beachtete sie ständig.

Der Interessenkreis des Redakteurs umfasste im Sinne des von Hormayr vertretenen Staatspatriotismus-Gedankens mehrere Nationalitäten des Habsburgerreichs. Viele Artikel befassten sich mit Themen aus Böhmen, Istrien und Italien. Den slawischen Literaturen (serbisch, kroatisch) wurde im Blatt eine große Aufmerksamkeit gewidmet. Man kann sagen, dass Ungarn besonderes Interesse des Redakteurs der *Sonntagsblätter* galt; mit dem Redakteur des *Ungar*, Hermann Klein verband Frankl ihre gemeinsame liberale Einstellung.

Die *Sonntagsblätter* kamen nicht nur der Aufgabe einer belletristischen Zeitschrift vollständig nach, ihr Spektrum umfasste ein größeres Gebiet als das eines kulturellen Organs. Sie gehörten zu einem anderen Zeitschriftentyp als der *Ungar* und das *Pesther Tageblatt*, die wöchentlich mehrmals, in größerem Format erscheinende belletristische Modejournale von enzyklopädischem Inhalt waren, demgemäß aktueller als ein Wochenblatt sein konnten und daher dem Typ moderner Zeitungen näherstanden. Unter den zeitgenössischen deutschsprachigen Blättern Ungarns gewissermaßen ein Artgenosse der *Sonntagsblätter* war das Periodikum *Der Spiegel oder Blätter für Kunst, Industrie und Mode* ab 1830: für *Kunst, Eleganz und Mode*. (1828–1852).

Ost und West

Die deutschsprachige Kulturzeitschrift *Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben* erschien in Prag vom 1. Juli 1837 bis zum 10. Juni 1848, redigiert vom Prager Bibliothekar und Dichter Rudolf Glaser (1801–1868). *Ost und West* erschien dreimal wöchentlich in Quartgröße. Böhmen mit seiner halb slawischen, halb deutschen Bevölkerung, die Grenze des europäischen Ostens und Westens, reich an Literaten war als Ort dafür ausgezeichnet. Die Zeitschrift bemühte sich um Vermittlung zwischen „Ost und West“ und enthielt viele Beiträge zur Literatur und Kultur diverser Länder, vor allem zur tschechischen (böhmischen), russischen und polnischen Kultur, aber auch zu anderen Kulturen und Ländern. Mit in Fortsetzung erscheinenden Novellen, Dramen, Gedichten, Reiseskizzen, Länder- und

Völkergemälden, vermischten Aufsätzen über Literatur, Musik, Theater und Kunst versuchte Ost und West den Zielsetzungen einer auf das Interesse des Bildungsbürgertums basierenden Zeitschrift nachzukommen. Somit gehörte die Zeitschrift zum Typ des für den Vormärz charakteristischen deutschsprachigen literarischen Blattes. Reinhard Wittmann beurteilt die Presse dieser Epoche folgendermaßen: „Der vormärzliche Zeitschriftenmarkt war gekennzeichnet durch eine relativ hohe Anzahl belletristischer Journale, die häufig Surrogatfunktion für die unterdrückte politische Publizistik besaßen und über ihre unmittelbare ästhetisch-unterhaltende Aufgabe hinaus als Kommunikationsforen des liberalen Bürgertums dienten. [...] Ob im Menzel’schen *Literaturblatt* oder im Saphir’schen *Humoristen*, ob in Herloßsohns *Komet* oder den Pfennig- und Hellermagazinen: soweit die Zensur es erlaubte oder übersah, war Politik stets miteinbezogen.“¹¹

Ost und West ist ein Ergebnis der Zusammenarbeit eines Mitarbeiterkollektivs; die Beiträge kamen aus Österreich, Deutschland, aus den Balkanländern und Russland. Glasers Verdienst bestehe in seiner organisatorischen, verbindenden Tätigkeit in Bezug auf die deutsch-slawischen Beziehungen.¹² Die Zeitschrift war in ganz Europa verbreitet und gelesen.¹³ Neben den ständigen Korrespondenten haben deutsche bzw. österreichische Dichter und Schriftsteller mitgewirkt.

Der Ungar. Zeitschriftliches Organ für magyarische Interessen, für Kunst, Literatur, Theater und Mode (1842–1848) war ein belletristisches Modeblatt mit enzyklopädischem Inhalt.¹⁴ Insofern gehörte das Blatt nicht zu demselben Typ literarischer Periodika, wie die früher behandelten. Das zeigt auch seine Periodizität (tägliche Erscheinungsweise) und sein Folioformat. Zu den Hauptzielsetzungen des Redakteurs und Herausgebers, Hermann Klein (1805–1889), gehörte die Vertretung der ungarischen Interessen. Dies zeigt auch die Titelmahl, und Klein war bestrebt, durch sein Blatt ein objektives Bild über Ungarn zu geben sowie die fortschrittlichen ausländischen Ideen in Ungarn zu verbreiten. Das Blatt bestand aus vier auf zwei Spalten gedruckten Seiten; wöchentlich einmal enthielt es ein Modebild als Beilage. *Der Ungar* wurde in 696 Exemplaren gedruckt.¹⁵ Einzelne Modebilder und kolo-

11 Reinhard Wittmann: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert: Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880, Tübingen, Niemeyer, 1982, S. 149.

12 Hofman, *Die Prager Zeitschrift „Ost und West“*, S. 41.

13 Hofman, ebenda, S. 55.

14 Maria Rózsa: *Der Ungar*, Befürworter der ungarischen Interessen. In: Rózsa, a.a.O., S. 180–250.

15 *A könyv és könyvtár a magyar társadalom életében* [Buch und Bibliothek im Leben der ungarischen Gesellschaft]. Zsft. v. Máté Kovács. [Budapest], Gondolat, 1963, S. 633.

rierte Lithographien wurden aus dem Pariser Modeblatt *Le Moniteur de la mode* (1843–1905) übernommen. Zeitweise wurden Noten ungarischer Lieder, Stahlstiche bzw. satirische Zeichnungen beigelegt.

Diese deutschsprachigen Blätter in Mitteleuropa waren miteinander vernetzt und übernahmen des Öfteren Nachrichten bzw. Berichte von einander. Es gibt sogar Spuren von Briefwechseln einzelner Journalisten miteinander.¹⁶ Die Pest-Ofner deutschsprachigen Zeitungen, die sich zum Teil auf das Material des Prager Ost und West stützten, veröffentlichten z. B. eine Vielzahl von Volksliedern und Sagen aus der Folklore der verschiedenen slawischen Völker und berichteten über die slowakischen, böhmischen, slowenischen und serbischen literarisch-kulturellen Bestrebungen.¹⁷

Die in Böhmen und in Ungarn wirkenden deutschsprachigen Autoren hatten sich zum Ziel gesetzt, zwischen der böhmischen bzw. der ungarischen Kultur sowie dem deutschen geistigen Leben zu vermitteln. Dies geschah einerseits durch Übersetzungen aus der jeweiligen Muttersprache ins Deutsche, andererseits durch die Herausbildung von dem deutschen bzw. österreichischen abweichender Institutionen (Presse, Theater, Verlagswesen).¹⁸

1848 und die Umstände der Einstellung der behandelten Periodika

Ein allgemeines Merkmal der Politisierung der freien Presse zeigt sich, dass auch am Themenwechsel, sowie am Wechsel der Erscheinungsweise der belletristischen Journale: „L.A. Frankl's 'Sonntagsblätter' brachten gediegene Aufsätze über die in der Luft liegenden Themata, Gedichte und werthvolle Memoiren über die letzten Ereignisse aus den Federn bedeutender Schriftsteller [...]“¹⁹ Die Sonntagsblätter beschäftigten sich in ihren Artikeln mit dem weiteren Schicksal der Monarchie, mit ihrer Umgestaltung durch Reformen, mit der Forderung nach allgemeinen Wahlen,

16 Siehe dazu: Rozália Bódyné Márkus: Dux Adolf és Neustadt Adolf bécsi kapcsolatai Ludwig August Franklhoz írt leveleik tükrében [Die Wiener Beziehungen von Adolf Dux und Adolf Neustadt im Spiegel ihrer Briefe an Ludwig August Frankl]. In: *Aranyozás: Tanulmányok Korompay H. János hatvanadik születésnapjára* [Vergoldung: Studien zum sechszigsten Geburtstag von János Korompay H.]. Red. Gergely Fórizs. Budapest, rec. iti, 2009, S. 208–219.

17 Fried, *Die Kultur des Bürgertums*, S. 94.

18 Fried, ebenda, S. 83.

19 Zenker, *Geschichte der Wiener Journalistik*, S. 23.

der Nationalgarde und der Pressfreiheit. Ferdinand Kürnberger schlug z. B. einen durchaus revolutionären Ton an: „Aus dem tiefsten Abgrund eines rechtlosen Zustandes, aus dem bodenlosen Gräuel einer anarchisch willkürlichen Beamtenherrschaft sind wir zu einer selbständigen menschenwürdigen bürgerlich freien Existenz gelangt [...]“²⁰

Über das Schicksal der *Sonntagsblätter* schreibt Helfert: „Dr. Ludwig August Frankl eröffnete für seine ‘Sonntagsblätter’ eine ‘Neue Folge’ und begann, neben den alten Nummern in der Klammer, mit einem nach-märzlichen Nr.1; vom 27. gab er außer seinem Wochenblatte eine täglich erscheinende ‘Wiener Abendzeitung’ heraus, die eigentlich als selbständiges Journal gelten konnte“²¹ und die „oft kaustische Notizen über die Tagesereignisse enthielt.“²² Diese Abendzeitung erschien vom 27. März bis zum 24. Oktober 1848 täglich abends um 7 Uhr. „Dieses Abendblatt trieb durchaus im liberalen Fahrwasser dahin und war beherrscht vom freiheitlichen Enthusiasmus.“²³ Ab Nr. 80, dem 4. Juli wurde der Titel leicht geändert in *Ludu. Aug. Frankls Abendzeitung. Tägliches Ergänzungsblatt der „Sonntagsblätter“*. Sie enthielt zuerst meistens Nachrichten, die politische Tatsachen, nicht verifizierte Kundgebungen und Lageberichte über die Stimmung einzelner Städte oder Gebiete beinhalteten. Außerdem befasste man sich in der Zeitung mit der Lage in Italien, ferner u. a. mit Angelegenheiten der Nationalgarde. Später erschienen neben den Nachrichten essayartige Artikel, persönliche Meinungen, weiterhin Berichte vor Ort. Die Zeitung wurde ihrem Inhalt nach den *Sonntagsblättern* angeglichen. Vielleicht wegen Frankls Arbeit in der Redaktion der *Abendzeitung* wurden die einzelnen Nummern der *Sonntagsblätter* nach den Märztagen immer kürzer, die Kunst- und Literaturbeilagen blieben oft weg.

Am 9. April wurde der Aufruf zum Kampf mit vereinten Kräften mit den Ungarn abgedruckt: „Die Studenten Wiens an die ungarische Nation“.²⁴ Man berichtete über die Ankunft der Wiener Studentendeputation in Preßburg, weiterhin über ihr Programm, den Besuch bei den Ständen, über die gehaltenen Reden, das Treffen mit Kossuth und schließlich über die Rückkehr der Deputation.²⁵

20 Zitiert nach Dollar, *Die Sonntagsblaetter*, S. 210.

21 [Joseph Alexander] Freiherr v. Helfert: *Die Wiener Journalistik im Jahre 1848*. Wien 1877, S. 27.

22 Zenker, E[rnst] V[ictor]: *Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848*. Wien und Leipzig 1893, S. 23.

23 Dollar, *Die Sonntagsblaetter*, S. 210.

24 Die Studenten Wiens an die ungarische Nation. In: *Sonntagsblätter*, 9. April 1848, S. 227.

25 Die Wiener-Studenten und der ungarische Reichstag. In: *Sonntagsblätter*. 15. April 1848, S. 237–245.

Frankl erörterte die Frage, wie weit Ungarn Österreich voraus sei.²⁶ Über die Ungarn habe man in Österreich früher Witze gemacht. Jetzt sei die Forderung zuerst aus Ungarn erschollen: „Konstitution für alle Völker Österreichs!“ Frankl sei mit der Universitätsjugend als Deputierter nach Preßburg geschickt worden. Er schrieb über die Popularität von Baron Miklós Wesselényi und zitierte aus seiner Rede. Des Weiteren berichtete er über Kossuths Rede, beschrieb sein Äußeres und stellte fest, Kossuth habe die Gleichstellung aller Stände und Konfessionen für das Wichtigste gehalten.

Unter dem Überschrift „Die ungarisch-kroatischen Wirren“ erschien eine Stellungnahme österreichischerseits, in der der Autor für die Kroaten Stellung nahm, weil die Ungarn seiner Meinung nach gegen die Gleichberechtigung beider nebeneinander bestehenden Nationalitäten gekämpft und die Loslösung Ungarns von Österreich – besonders durch Kossuths Politik – gefordert hätten.²⁷ Das Hetzen der Kroaten und Ungarn gegeneinander war infolge der Interessenkonflikte um den Herrscher ständiges Thema.

Ungarns Situation erwog Adolf Dux in einem Artikel.²⁸ Dux ist der Meinung, der moralische Zweck sei die Herausbildung der Völker zum Besseren, die Kultur des Menschengeschlechts, nicht bloß die politische Freiheit sei der Zweck des Kampfes, sondern sittliche Freiheit in Allem und Jedem. Hauptmittel zu diesem Zweck sei die eigene Sprache, die Nationalität. Die Magyaren seien im alten System Österreichs in ihrer politischen Freiheit so sehr bedroht und beschränkt gewesen, dass sie sich nicht um das Wohl anderer Nationalitäten hätten kümmern können. Damit glaubt er die ungarische Nationalitätenpolitik zu rechtfertigen. Übrigens ist er der Meinung, dass die Ungarn bildungsfähiger als die Slawen der Monarchie seien. Den Slawen schreibt er die Judenkrawallen des Jahres 1848 in Oberungarn zu. Die Deutschen hätten weniger Vorurteile den Ungarn gegenüber, weil sie gebildeter seien und weil ihre Rechte besonders bei den Siebenbürger Sachsen seit Jahrhunderten gesichert seien. Das Aufhetzen der Nationalitäten komme von der Kamarilla. Schließlich erhebt er sein Wort für die Erhaltung der Einheit der Monarchie. Am 22. Oktober erschien dann die letzte Nummer des Wochenblattes.

26 Lud. Aug. Frankl: Oesterreich und Ungarn. In: *Sonntagsblätter*, 30. April 1848, S. 283–289.

27 S. D. K.: Die ungarisch-kroatischen Wirren. Von S. D. K. In: *Sonntagsblätter*, 30. Juli 1848, S. 555–558.

28 Adolf Dux: Ungarn. In: *Sonntagsblätter*, 17. September 1848, S. 679–683.

Nach Helfert gelang es Frankl während der kurzen zensurfreien Periode ständig Maß zu halten: „Frankl’s ‘Sonntagsblätter’ waren aus einem belletristischen Journale fast ganz ein politisches geworden; allein wie die äußere Form und Ausstattung sich von Anfang bis zu Ende gleich blieben, so war dies auch mit Ton und Sprache der Fall worin der Herausgeber, obwohl er gegen den Herbst zu stark in links arbeiten ließ, nie die Gränzen [sic!] des Anstandes überschritt.“²⁹ Nach der Belagerung Wiens wurden alle Wiener Zeitungen suspendiert, und auch die *Sonntagsblätter* eingestellt. Am 22. Oktober 1848 erschien die letzte Nummer der *Sonntagsblätter für heimatliche Interessen*. Frankl redigierte keine Zeitschrift mehr, 1856 unternahm eine Reise nach Jerusalem, betätigte sich aber als Dichter weiter bzw. kümmerte sich um das Blindeninstitut in Wien.

Im März 1848 bejubelte *Ost und West* den Sieg der Revolution und lud alle Literaten böhmischer und deutscher Zunge zu einer Zusammenkunft am 18. März ein.³⁰ Im April warnten die Autoren des Blattes, so auch Glaser selbst, vor dem Vorhaben, die neue Verfassung auf der alten böhmischen ständischen Grundlage aufbauen zu wollen.³¹ Für Glasers soziales Gefühl ist charakteristisch, dass er in einem tschechisch-deutschen Aufsatz die Prager mahnt, nicht zu vergessen, dass durch die Erhebung der Völker nicht bloß die Bürger, der Mittelstand, freigeworden seien, sondern auch die untersten Schichten der Gesellschaft.³² Am 25. April kommentiert Glaser Pillersdorfs Erklärung, dass der Beitritt Österreichs zum Deutschen Bund von der Gewährleistung völliger Selbständigkeit der inneren Verwaltung und in Fragen seiner Sonderinteressen abhängt. Der antiösterreichische Glaser sieht in diesem Standpunkt eine Schwächung der demokratischen Stellung des deutschen Parlaments und ein Aufgeben der revolutionären Errungenschaften.³³ Glaser als Herausgeber einer kulturpolitischen Zeitschrift beschäftigte selbstverständlich die Verwirklichung der Preßfreiheit, und lehnte alle Zwangsmaßnahmen ab, die im neuen Preßgesetz die Rechte der Schriftsteller beschränkten.³⁴

Die Wiener Behörden beobachteten die internationalen Beziehungen des Herausgebers mit Misstrauen, und Polizeiminister Sedlnitzky ließ Glasers Tätigkeit

29 Helfert, *Die Wiener Journalistik*, S. 137.

30 Hofman, *Die Prager Zeitschrift „Ost und West“*, S. 87.

31 Hofman, ebenda, S. 89.

32 Hofman, ebenda, S. 90.

33 Hofman, ebenda, S. 95–96.

34 Hofman, *Die Prager Zeitschrift „Ost und West“*, S. 100.

insgeheim überwachen.³⁵ Dies gehört neben der „Nationalisierung“ auf der deutschen und tschechischen Seite zu den Ursachen, die zur Einstellung der Zeitschrift im Revolutionsjahr 1848 führten. Dazu kamen noch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, infolge deren Glaser oft nicht Honorare zahlen konnte, weiterhin seine „lähmenden Geplänkel“ mit der Zensur.³⁶ Am 2. Juni 1848 wurde der Kongress der Slawen in Prag zusammengerufen mit dem Ziel, das Habsburgerreich zu einem föderativen Staat umzuwandeln. Der Aufstand der Studenten und Bürger in Prag unterbrach den Kongress, wurde aber in wenigen Tagen von Windisch-Graetz niedergeschlagen. *Ost und West* existierte zu dieser Zeit ja nicht mehr, die letzte Nummer, die 70., erschien am 10. Juni. Nach der Niederlage der Revolution, in der politischen Unterdrückung entsagte Glaser jeder publizistischen Tätigkeit und lebte als Skriptor im Klementinum fortan in Zurückgezogenheit bzw. widmete sich dem Studium der orientalischen Sprachen. Er übersetzte „Sakuntala“ aus dem Persischen, diese Übersetzung erschien aber nicht. Ab 1854 verwaltete er die Prager Bibliothek der Fürstenberg und später die des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.³⁷

Die letzte Nummer des *Ungar* (Nr. 227) erschien am 29. September 1848, obwohl die Redaktion bzw. Vazul Kozma, der Mitinhaber der Druckerei von József Beimel früher (mehrmals) mitteilte: „Der Ungar hört nicht auf zu erscheinen!“³⁸ Ab 1. Mai 1849 lautete der Untertitel des *Ungar: Allgemeine Zeitung*, ab 5. Mai 1849 *Der Ungar, Allgemeine Zeitung für Politik und Belletristik*. Ab Januar 1849 wurde die Größe aus Quart auf Folio geändert, die Erscheinungsweise blieb unverändert sechsmal wöchentlich. Die letzte Nummer (Nr. 126) des formal und inhaltlich veränderten Blattes unter neuen Redakteuren erschien am 3. Juli 1849.

Nach der Unterdrückung der europäischen Revolutionen verstummte das Wort der eine politische Umwandlung wünschenden fortschrittlichen Kräfte in ganz Europa. Die diese Bestrebungen medialisierenden Organe verloren einfach die Möglichkeit der Meinungsäußerung, sowohl was den materiellen Hintergrund für die Existenz eines Presseerzeugnisses betrifft, als auch die Leserschaft; sogar

35 Antonin Mestan: Die Monatsschrift der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen und Ost und West. In: *Zeitschriften und Zeitungen des XVIII. und XIX. Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa*. Hrsg. v. István Fried, Hans Lemberg, Edith Rosenstrauch-Königsberg. Berlin: Verlag Ulrich Camen 1986, S. 208.

36 Hofman, *Die Prager Zeitschrift „Ost und West“*, S. 35.

37 Hofman, ebenda, S. 38.

38 Der ‘Ungar’ hört nicht auf zu erscheinen! In: *Wegweiser und Anzeigblatt*, Nr. 225, S. 3305–3306.

das Leben vieler Journalisten war gefährdet. Im ganzen Habsburgerreich folgte eine Ära des absolutistischen Repressivsystems. Zu den wenigen weiter existierenden belletristischen Blättern der Epoche des Vormärz gehört der Pester Spiegel, der 1848/49 überlebte und kontinuierlich bis 1852 existierte. Er besaß übrigens unter den deutschsprachigen Organen in Ungarn die meisten Pränumeranten. Die Ursache dafür mag einerseits in der kräftigen materiellen Grundlage des Inhabers Franz Wiesen (1786–1841) liegen; nach seinem Tod übergab seine Witwe die Redaktion an Samuel Rosenthal, am 10. Februar 1848 an Zsigmond Saphir. Andererseits gelang es den Redakteuren das Blatt so umzugestalten, das es von einem ursprünglich belletristischen Modeblatt 1850 in eine politische Tageszeitung umgewandelt wurde. Ab Mitte der 1850er Jahre übernahmen die Aufgabe der Vermittlungsfunktion auf belletristisch-kulturellem Gebiet in Ungarn statte den deutschsprachigen immer mehr die ungarischsprachigen Zeitschriften.³⁹

39 Siehe dazu: Piroska Szemző: *Német írók és pesti kiadók a XIX. században (1812–1878)* [Deutsche Schriftsteller und ihre Pester Verleger im 19. Jahrhundert]. Budapest: Pfeifer Ferdinánd, 1931, S. 39–40.

Veronika Pfolz:
Bücher hinter Gittern.

Dies ist keine Anspielung auf indizierte Bücher. Es geht auch nicht um Gefängnisbibliotheken und deren Ausstattung oder um das Leseverhalten von Häftlingen. Vielmehr soll hier die Produktion von Druckwerken in Gefängnisbetrieben bzw. -werkstätten thematisiert werden. Dieser Fragenkomplex scheint noch wenig beachtet worden zu sein. So soll anhand von einigen stichprobenartig erhobenen Beispielen versucht werden, ein erstes Bild zu zeichnen.

Ausgangspunkt der Überlegung war der nach Argentinien emigrierte Graphiker Franz Kratochwil.¹ In den Schülerunterlagen der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt ist der in Korneuburg wohnende Vater angegeben:² Vater: Franz Kratochwil, Beruf: Werkmeister, Buchbinderei, Steindruckerei der Landeszwangsarbeits- und Besserungsanstalt, Wohnadresse: Korneuburg, Kreuzensteinerstraße 14. Die Berufsangabe „Werkmeister, Buchbinderei, Steindruckerei der Landeszwangsarbeits- und Besserungsanstalt“ erscheint doch ungewöhnlich und wirft einige Fragen auf.

Biographische Daten Franz Kratochwil

Laut Meldezettel³ war Kratochwil am 29. September 1873 im Sedlitz in Böhmen geboren worden; er war verheiratet und hatte vier Kinder im Alter von 21 bis 16

1 Vgl. V. Pfolz, Gillat/Guillard, Knirr et al. Österreicher im argentinischen Verlagswesen. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2016-1, S. 39–49.

2 SchülerInnenverzeichnisse der Höheren Graphischen Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt (ehemals K. k. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt), Wien. Ich danke Mag. Klaus Walder, Bibliothek und Sammlungen der Höheren Graphischen Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt Wien XIV; hier geht es um das Jahr 1917.

3 Ich danke Frau Heide Noelle, Stadtarchiv Korneuburg, Mail vom 30.01.2017: Meldezettel/Jahr 1920.

Jahren.⁴ Als Beruf wird hier „Aufseher in d. Lds. Z.A. Anstalt“ angegeben. Leider sind keine Personalunterlagen mehr vorhanden, doch ein Urlaubsansuchen aus dem Jahr 1908 bietet – zusammen mit Unterlagen, die dem Ansuchen beigelegt sind und aus späteren Jahren stammen – doch erklärende Informationen.⁵

Kratochwil war seit dem 31. August 1896 im Anstaltsdienst stehender Aufseher III Klasse und Werkmeister der Buchbinder. Zu dieser Zeit hat er schon einige Belobigungen erhalten.⁶ Bis 18. April 1915 war er als Lehrmeister der Buchbinderei und Lithographie in der Anstalt, während des Krieges war er beim k. u. k. Eisenbahnregiment. Er wurde zum Feldwebel befördert und erhielt belobende Anerkennung.⁷ Mit 5. November 1918 konnte er den Dienst in der Anstalt wieder aufnehmen.⁸

Eine Ernennung zum Oberaufseher – eine entsprechende Stelle war an der Anstalt vorgesehen, aber unbesetzt – scheint ausgeblieben zu sein; die Anstaltsleitung hat das Gesuch Kratochwils an die Landesregierung im Dezember 1919 mit einem Vermerk weitergeleitet, in dem darauf hingewiesen wird, „daß bei dem gegenwärtigen geringen Stand der Angehaltenen die Besetzung einer 2. Oberaufseherstelle nicht notwendig ist“. Das weitere Leben von Kratochwil sen. konnte nicht eruiert werden, er dürfte 1944 verstorben sein.⁹

Die Fragestellung Buchdruck, -binderei in einer Anstalt geht natürlich weit über die einzelne Person hinaus. Hier soll daher neben der Frage nach dem Aufseher bzw. Werkmeister nach der Aufgabe der Anstalt, dem Ziel der Haftzeit gefragt werden, nach dem Arbeitsablauf in der Werkstatt und den Produkten, den Auftraggebern und Abnehmern sowie einer potentiellen Konkurrenzsituation zu anderen Betrieben.

4 Marie Gattin geb. 9. März 1875; Kinder: Marie, geb. 10.II 1899; Franz 1.III 1901; Viktor 9. IX 1902; Rudolf 22. IX [?II] 1904.

5 Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Stefan Eminger, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, Gruppe Kultur, Wissenschaft und Unterricht, Abteilung NÖ Landesarchiv und NÖ Landesbibliothek. NÖ Landesarchiv, NÖ Landesaussschuss, Präsidialbüro, Registraturszeichen II/28, Anstalts-Personal, Kratochwil Franz: Urlaubsgesuch des Jahres 1908.

6 Ebd.: „1902 zum Wachm I Classe ernannt und Tragen des Verdienstbörtels“; 13 01 05 erfolgte die Ernennung zum Aufseher III. Classe“.

7 Ebd.: „belobende Anerkennung für vorzügliche Dienstleistung beim k. u. k. Eisenbahnkmdo in Serbien Eisernes Verdienstkreuz m. d. Krone a. B d. TM ausgezeichnet u f. die Rettung anlässlich einer Explusion [sic] zur Verleihung des silb. Verdienstkreuzes eingegeben.“

8 Ebd.

9 Auskunft von Germán Kratochwil, 10. Oktober 2016.

Da aus den verschiedenen hier angeführten Quellen nicht immer klar ersichtlich ist, ob es sich bei den in der Buchdruckerei bzw.-binderei Beschäftigten um Jugendliche oder (junge) Erwachsene – d.h. Zwänglinge oder Korrigenden – handelt und dies für die Fragestellung zunächst auch keinen essentiellen Unterschied bedeutet, sollen die beiden Gruppen zusammen behandelt werden.

Geschichte der Anstalt Korneuburg

Bis zum Jahr 1885 waren für die „Unterbringung verwahrloster oder von der Verwahrlosung bedrohter Kinder und Jugendlicher weder seitens des Staates noch der Länder irgendwelche Vorkehrungen getroffen worden.“¹⁰

Erst dann wurde in einem Gesetz vom 24. Mai 1885, R.G.Bl. Nr. 90, betreffend die Zwangsarbeits- und Besserungsanstalten¹¹ festgelegt, dass (§ 13) „für Personen, welche das achtzehnte Lebensjahr noch nicht überschritten haben, sind, insofern bei denselben die gesetzlichen Voraussetzungen für die Abgabe in eine Zwangsarbeitsanstalt treffen, besondere Besserungsanstalten zu errichten. Diese Anstalten sind derart einzurichten, daß in denselben für die moralische und religiöse Erziehung der Korrigenden sowie für die Unterweisung in einer ihren Fähigkeiten entsprechenden und ihrem künftigen Fortkommen dienliche Beschäftigung vorgesorgt wird.“¹²

Die Vorsorge für diese Anstalten war Sache des Landes, wobei die Anzahl „den Anforderungen der öffentlichen Sicherheit entsprechen“ sollten.¹³ So wurde die Anstalt Korneuburg im Jahr 1886 – mit Staatssubvention¹⁴ – von Architekt Franz Roth¹⁵ errichtet.

Zunächst ging es vor allem darum, die Insassen mit Arbeit zu beschäftigen: Laut Stenographischem Protokoll des Niederösterreichischen Landtages¹⁶ war der

10 Dr. Franz Hueber: *Kinderschutz und Jugendfürsorge in Österreich. Rechtsnormen und Organisation*. Wien: k. k. Schulbücherverlag 1911, S. 311: § 19.

11 op. cit., S. 307.

12 op. cit., S. 310.

13 Ebd.

14 ÖStA, AdR, Min. d. Inneren, Allg. 2074 in genere nach Ländern u. nach Name 1880 – 99 Kart 810; Nr 17233 – 1886 20 Sept. 1886, Nr. 47420 Landeszwangsarbeit- und Besserungsanstalt in Korneuburg; „Für den Bau [...] gewährte Staatssubvention 125.000 und 60.000.“

15 <http://www.architektenlexikon.at/de/519.htm>

16 *Stenographische Protokolle des Niederösterreichischen Landtages*: ... Session der ... Wahlperiode / Gesetzgebungsperiode des Landtages von Niederösterreich.

Landesausschuss beauftragt, ein „Programm über die Beschäftigung der Zwänglinge und Corrigenden in den vereinigten Anstalten in Korneuburg vorzulegen und hiebei darauf Bedacht zu nehmen, dass die Zwänglinge einerseits zu Arbeiten im Freien, andererseits zur Erzeugung von Gegenständen für den Bedarf der Landesanstalten selbst so weit als möglich verwendet werden. Ferner ist deren Verwendung für andere öffentliche Zwecke, wie Lieferungen für staatliche und Gemeindebehörden anzustreben. Jedenfalls soll von dem Maschinenbetriebe und von der fabrikmäßigen Überlassung der Arbeitskraft der Zwänglinge an Unternehmer zu solchen Betrieben, welche in der Gewerbegesetzgebung als handwerksmäßige bezeichnet sind, Umgang genommen werden.“¹⁷

Mit einem allgemeinen Wandel im Rechtsverständnis änderte sich auch die Betreuung der Zöglinge.¹⁸ Man erkannte in ihnen nun Jugendliche, die nicht nur bewahrt und bestraft, sondern für deren Zukunft gesorgt werden sollte. So gewinnt der Aspekt, ihnen eine Ausbildung zu ermöglichen, an Gewicht. Entsprechend der geänderten Ansichten ist auch ein Artikel in der AZ übersprochen. Unter dem Titel „Vom Strafhaus zur Erziehungsanstalt. Besuch in Korneuburg. Neuer Geist in alten Mauern.“¹⁹ wird ein Besuch der Anstalt geschildert. Die ehemalige Besserungsanstalt war von der Zwangsarbeitsanstalt²⁰ getrennt worden und ist nun eine Erziehungsanstalt,²¹ in der zum Zeitpunkt der Berichterstattung 240 Buben untergebracht sind. Ein Neuankömmling hat einige Tage Zeit, unter den 14 angebotenen Ausbildungen zu wählen:

Hat sich der Bub für einen Beruf entschieden und besitzt er die körperliche und geistige Eignung dazu, dann wird er der Werkstätte als Lehrling zugeteilt. Er wird auf-

17 *Stenographische Protokolle des Niederösterreichischen Landtages, Zusammenstellung der in der II. Session der sechsten Wahlperiode des niederösterreichischen Landtages gefaßten Beschlüsse 1885–1886*, S. 174.

18 Zum allgemeinen Wandel der Ansicht vgl. das Gesetz zur bedingten Verurteilung aus dem Jahr 1920: „...Nicht der Schutz der Gesellschaft gegen den Verurteilten, sondern der Schutz des bedingt Verurteilten gegen die Gefahr des Rückfalles ist der unmittelbare Zweck der Schutzaufsicht.“ *Wiener Zeitung* 25. September 1920, S. 1–132. Stück des Staatsgesetzblatt, Nr. 438 vom 25. Sept. 1920

19 *Arbeiter Zeitung*, 6. April 1928, S. 5, gezeichnet,]“.

20 Vgl. Hannes Stekl: *Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671–1920. Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1978, S. 21: Umwandlung der Zwangsarbeits Häuser in Anstalten für Rückfalltäter 1920.

21 *Arbeiter Zeitung*, 6. April 1928, S. 5.

*gedungen und hat hier die Lehrzeit zu absolvieren. Nach ihrer Beendigung macht er außerhalb der Anstalt das Gesellenstück und wird freigesprochen.*²²

Ähnliches ist auch für die Anstalt in Kaiser-Ebersdorf/Wien Simmering festgehalten. Diese Anstalt war in Aufbau begriffen, im Frühsommer 1929 verzeichnete man 60 Zöglinge und rechnete mit circa 100 bis zum Herbst.²³ Die Anstaltsleitung – Direktor war Richard Seyß-Inquart²⁴ – schreibt an das Justizministerium, die Absicht zu haben, „sobald als möglich Buchbinder Werkstätte in Betrieb zu setzen: unter den Zöglingen Buchbinderlehrlinge, die das Handwerk auslernen möchten“²⁵ und bittet um Zuweisung eines Buchbindermeisters.²⁶

Zum einen sei „gerade für schwächliche, manuell geschickte Burschen das Buchbindereihandwerk der geeignete Beruf“,²⁷ zum anderen dürfe „die Errichtung möglichst vieler und verschiedener Arbeitsbetriebe nicht aus dem Auge gelassen werden, wenn die Anstalt einen ihrer Hauptzwecke: die berufliche Ausbildung der Zöglinge, erfüllen soll“.²⁸ Hier scheint allerdings die Umsetzung problematisch gewesen zu sein: Seyß-Inquart muss sein Anliegen wiederholt vortragen.

In beiden Fällen ist der Blick auf die Zukunft der Burschen gerichtet. Für Kaiser-Ebreichsdorf galt: „unter Anleitung eines tüchtigen Meisters könnten die Zöglinge so gründlich ausgebildet werden, daß ihre Unterbringung bei einem Meister in der Freiheit sicherlich möglich wäre.“²⁹ Entsprechende Überlegungen stehen auch hinter dem Artikel in der AZ über Korneuburg: „Der Lehrbrief lau-

22 Ebd.

23 ÖStA, AVA – FHKA Justiz, Zl. 488/29, an das BM eingelangt 7. Juni 1929, gefertigte Direktion d. B.A.f. EB.

24 Richard Seyß-Inquart, Iglau/Mähren, 3. 4. 1883 – Wien, 11. 6. 1941: Er wird als „Vorkämpfer des modernen Jugendgerichtsgesetzes von 1928, das den Abbau von Strafen und den Ausbau von Erziehungseinrichtungen vorsah“, bezeichnet. Vgl. ÖBL 1815–1950, Bd. 12 (Lfg. 56, 2002), S. 214f (R. Mannhard). Ähnlich auch R. K. Donin: Amt und Graphik. In: *Jahrbuch der österreichischen Exlibris-Gesellschaft* 1924/25, S. 23–26. Donin war als Leiter des Nö. Landesjugendamtes mit der Einführung neuzeitlicher Jugendfürsorge betraut und versuchte „seit 10 Jahren in aller Bescheidenheit geschmack- und kunstfördernd zu wirken“, er bringt Beispiele aus der Gebrauchsgraphik, die sowohl von beauftragten Künstlern als auch Kindern stammen.

25 ÖStA: AVA – FHKA Justiz, Zl. 297/29, 17. April 1929 an das BM Justiz.

26 Ebd.

27 ÖStA: AVA – FHKA Justiz, Zl. 488/29, an das BM eingelangt 7. Juni 1929, gefertigte Direktion d. B.A.f. EB.

28 Ebd.

29 Ebd.

tet auf den Namen eines Meisters, so daß niemand weiß, daß der Bub in der Erziehungsanstalt gewesen ist. Der Weg ins Leben wird ihm nicht verrammelt.“³⁰

Zum Ablauf in der Anstalt

Wie ist nun der Ablauf in der Werkstatt Korneuburg vorzustellen? In der Anstalt selbst scheinen sich keine Unterlagen erhalten zu haben, doch im Niederösterreichischen Landesarchiv ist Verwaltungsschriftgut überliefert. Wenn auch viele der Unterlagen skartiert sind, so ist doch schon allein das Eingangsbuch (mit den Registerbänden) aufschlussreich.

In einem erhaltenen Akt aus dem Jahr 1905 ist ein Schreiben der Buchbinder-Genossenschaft an dokumentiert.³¹ Es geht um die Erzeugung von Buchbinderarbeiten für Leon Laub& Löbl, einer Wiener Buchbinderfirma und Geschäftsbücherfabrik.³² Die Arbeiter der Firma riefen einen Streik aus, weil sich die Firma geweigert hatte, dem in ihrer Fabrik in Wien beschäftigten Personal die Mindestlöhne aus dem Jahr 1898 zu gewähren.

Der Gehilfenausschuss der Genossenschaft weist in dem Schreiben darauf hin, dass die Wiener Firma dem gesamten Gewerbe empfindlichen Schaden zufüge, da sie nur wenig an die Arbeiter zahlt und zudem billige Vorprodukte aus Korneuburg bezieht. Die Zwangsanstalt möge bei diesem Lohn- bzw. Preiskampf nicht zu Gunsten des Unternehmens wirken. Die konkrete Bitte an den Landesausschuss lautete, dieser möge die Zwangsanstalt Korneuburg beauftragen, „während der Dauer des Ausstandes bei der Firma Laub & Löbl nicht andere und mehr Arbeiten für diese Firma fertigen zu wollen als sie vertragsmäßig zu liefern verpflichtet ist“ und sich nur auf die „Lieferung von Halbfabrikaten zu beschränken, fertige Waren aber nicht herzustellen“.³³

30 *Arbeiter Zeitung*, 6. April 1928, S. 5.

31 NÖ. Landesarchiv, NÖ. Landesausschuss, Gruppe XI Verwaltungsschriftgut der Zwangsarbeits- und Besserungsanstalt Korneuburg, Zahl 1767/116a/ex1905: Brief Gehilfen Ausschuss der Genossenschaft der Buchbinder, Ledergalanterie und Kartonagenwaren Erzeuger, Futteralmacher etc., Wien VI Königsegggasse 10, 23. Okt. 1905 an den NÖ. Landesauschuß, gezeichnet Josef Felbermayer, Gehilfenobmann.

32 *Lehmann Adressverzeichnis* 1905, Band 1+2: Laub Leon, Buchbinder, Geschäftsbücherfab. pA Laub&Löbl, VI, Bürgerspitalg. 10; bzw. Bd. 1: Laub&Löbl, Buchbindergewerbe, Bürgerspitalg 10, öff. Ges. seit 1. Juli 1899, Artur Löbl und Leib (Leon) Laub, beide zeichnen koll.

33 Vgl. Anm. 31.

Diese Bitte dürfte die Genossenschaft auch an die Leitung der Anstalt Korneuburg direkt gerichtet haben, wie aus einer erhaltenen Stellungnahme der Direktion an den NÖ Landesauschuss zu entnehmen ist. Hier erfahren wir doch einiges zu externen Auftraggebern, über die Anzahl der Lehrlinge respektive beschäftigte Zöglinge, die Maschinenausstattung und auch über die Produktion, nämlich was und wieviel gefertigt bzw. in welchen Mengen geliefert wurde.

Mit Briefdatum 5. Dezember 1905 hat es in Korneuburg 20 Beschäftigte gegeben; davon haben 15 Korrigenden in Halb- und auch Ganzfabrikation Notiz- und Schreibbücher, Poesiealben und sonstige Alben angefertigt. Der Auftraggeber Laub & Löbl hat dazu nicht nur das Material beigelegt, sondern auch Maschinen – leider ist hier nicht genaueres angegeben.

Die Anstaltsleitung Korneuburg hält fest, dass nur wie ausgemacht gefertigt, aber nichts zusätzlich produziert wird und kommt somit zumindest teilweise – die Ganzfabrikation wird ja nicht in Frage gestellt – der Bitte der Genossenschaft nach. Ein interessantes weiteres Detail ist die Angabe zur Menge: die „Zahlung erfolgt nach vereinbartem Preis per tausend Stück“.³⁴

Wieweit diese Zusicherung seitens der Anstaltsleitung, der betreffenden Firma nicht mehr als das vereinbarte Pensum zu liefern, den Arbeitern in Wien direkt geholfen und die Firma zum Einlenken gebracht hat, bleibt offen. Jedenfalls lässt sich aus einer Meldung der *Österreichisch-Ungarischen Buchdrucker-Zeitung* entnehmen, dass die Firma Laub & Löbl den Normal-Lohn-tarif eingeführt hat.³⁵

Ausstattung der Werkstatt

Von Interesse ist die Maschinenfrage: wie gut ausgestattet die Anstalten waren und damit verbunden die Frage, wie die Zöglinge denn eigentlich ausgebildet wurden?

34 NÖ Landesarchiv, NÖ Landesauschuss, Gruppe XI Verwaltungsschriftgut der Zwangsarbeits- und Besserungsanstalt Korneuburg, Zahl 1767/116a/ex1905: Brief der Direktion an den Landesauschuss, 5. 12. 1905.

35 *Österreichisch-Ungarische Buchdrucker-Zeitung*, Wochenblatt für sämtliche Graphische Zweige, Eigentum des Graphischen Klub, Nr. 49. 6. Dezember, 34 Jhg., 1906, Titelseite: „2. Nachtrag zum Verzeichnis jener Offizien, in denen der ab 1. Januar gültige Normal-Lohntarif eingeführt wurde. Neu eingereiht wurden nachstehende Firmen: [...] Wien. Laub & Löbl“.

Im Brief Korneuburg wird von Maschinen, die zur Verfügung gestellt worden waren, gesprochen – 25 Jahre danach wird im Bericht in der AZ konstatiert, dass „die Werkstätten [...] mustergültig eingerichtet [sind]. An ihrer Spitze steht ein geprüfter Meister. Zweimal in der Woche ist Schule, die andere Zeit Werkstättenarbeit. Es sind richtige Lehrwerkstätten, die da eingerichtet wurden.“³⁶

Die Gegebenheiten waren möglicherweise nicht in allen Anstalten ident. Dies lässt sich aus Schriftstücken einer anderen Anstalt in Wien Simmering erkennen: in der Bitte um Zuweisung eines Buchbindermeisters wird zwar festgehalten, dass die Anstalt über eine Buchbinderwerkstätte verfügt, relativiert wird dies durch die Bemerkung dass diese sich „durch allmähliche Ergänzung der Maschinen und Werkzeuge zu einem ganz schönen Betriebe ausbauen liesse.“³⁷

Aufträge

Auch eine Lehrwerkstatt ist als ein Betrieb verstanden worden, der Aufträge erfüllt hat. Für die Wiener Anstalt scheint es Eigenbedarf gegeben zu haben. Seyß-Inquart hat seine Bitte um Zuweisung eines Buchbindermeisters auch damit begründet, dass es ein „großer Vorteil wäre, wenn die bei Einrichtung und Ausgestaltung der Anstaltskanzleien so notwendigen Buchbinderarbeiten in eigener Regie durchgeführt werden könnten.“³⁸

In Korneuburg hat es externe Aufträge gegeben – und in der Justizanstalt Stein waren Aufträge dadurch gesichert, dass in einer Verordnung festgelegt worden war: „Für die angeführten Beschlüsse werden Formulare (SPOForm Nr. 188 und 189) aufgelegt, die von der Druckerei der Strafanstalt Stein zu beziehen sind.“³⁹

36 *Arbeiter Zeitung*, 6. April 1928, S. 5.

37 ÖStA, AVA – FHKA Justiz, Zl. 297/29, 17. April 1929 an das BM Justiz.

38 Ebd.

39 *Wiener Zeitung*, 25. September 1920, S. 1: „Vollzugsanweisungen der Staatsämter für Justiz, für Inneres und Unterricht und für soziale Verwaltung im Einvernehmen mit dem Staatsamte für Finanzen vom 23. September 1920 zur Durchführung des Gesetzes über die bedingte Verurteilung. Auf Grund des Artikels III und der §§ 10 und 11 des Artikels I des Gesetzes vom 23. Juli 1920, St. G Bl. Nr. 373, sowie auf Grund des § 80 des Gerichtsorganisationsgesetzes vom 27. November 1896, R.G Bl. Nr. 217, wird verordnet...“ Nachdem der betreffende Beschluß – es geht darum, „daß die Strafe nachgelassen oder daß sie zu vollziehen sei“ – mehreren Behörden und Ämtern mitzuteilen ist, kann von einem größeren Bedarf an Formularen ausgegangen werden.

Konkurrenz zum ansässigen Gewerbe

Welche Auswirkungen hatte die Anstaltsproduktion auf den Geschäftsgang der umliegenden Betriebe, wie war die Konkurrenzsituation? Das Verhältnis war nicht immer reibungslos, wie sich anhand eines früheren Falles illustrieren lässt. In Laibach sahen sich vor allem die Buchbinder in ihrem wirtschaftlichen Fortbestehen bedroht. In einer Denkschrift des Krainischen Gewerbevereines gegen die Erweiterung des Landeszwangsarbeiterhauses in Laibach legten sie ihre Ansicht ausführlich dar und wiesen auf die „übergrösse Concurrenz der hiesigen Straf- und Corrections- Anstalten“⁴⁰ hin.

Neben der Bitte, von der projektierten Vergrößerung der Zwangsarbeitsanstalt in Laibach abzusehen, geht es dem Gewerbeverein auch darum, dass die Landeszwangsarbeitsanstalt von allen fremdländischen Zwänglingen entleert wird, um Räumlichkeiten für den erwarteten Zuwachs an Krainer Zwänglingen zu schaffen; (21) und drittens um die Errichtung einer „so dringend notwendigen Gewerbeschule, wie es in den anderen Kronländern bereits längst, auch in Krain, zu errichten, damit der „hier so schwer heimgesuchte Gewerbebestand, der sich selbst nicht mehr emporschwingen kann, nicht vollends erdrückt werde“.⁴¹ (22)

Die Konkurrenzsituation dürfte nicht nur in Laibach als bedrohlich empfunden worden sein. Bemerkungen anlässlich einer Vereinsversammlung der Beamten der Nö. Landeszwangsanstalten im Juni 1904 lassen erkennen, dass derartige Beschwerden häufig waren: Auf die Anmerkung des Direktors der Prager Anstalt:

„Der Umstand, daß infolge der fortwährenden Beschwerden der Gewerbetreibenden usw. die Arbeiten in den Zwangsarbeitsanstalten sehr eingeschränkt sind, macht es den Anstalten fast unmöglich, die Zwänglinge mit individuell zusagenden Arbeiten zu versehen [...]“⁴², stellte der Vertreter des Landesausschusses des Erzherzogtums Niederösterreich, Landesrat Dr. Hueber fest, dass die Zwänglinge ihrer erlernten Profession entsprechend beschäftigt werden sollen: „Die fortwährenden Beschwerden aus den gewerblichen Kreisen sind allgemein bekannt, sowie wir ja auch wissen, daß diese Beschwerden vielfach unbegründet sind. [...] Daß die

40 Denkschrift des Krainischen Gewerbevereines gegen die Erweiterung des Landeszwangsarbeiterhauses in Laibach, Verlag des krainischen Gewerbevereines in Laibach 1886, S. 1.

41 op. cit. 20

42 Die Statuten des Vereins der Beamten der Nö. Landeszwangsanstalten waren am 16. Sept 1901 genehmigt worden, die angeführten Zitate betreffen die 4. Vollversammlung vom 3. Juni 1904; Mitteilungen des Vereins der Beamten der Nö. Landeszwangsanstalten, 3. Bd., Heft 2, S. 55.

Zwangsarbeitsanstalten keine unlautere Konkurrenz treiben dürfen, ist selbst verständlich.“ Weitere Beispiele, wie die Kleingewerbetreibenden usw. gleich mit Klagen über Gewerbestörung bei der Hand sind, werden von den Direktor Lang (Messendorf) und Anstaltsleiter Schweiger (Eggenburg) beige-steuert.⁴³ Nur in Ungarn scheint es keine Probleme gegeben zu haben: „Kontrollor Jahn (Mährisch-Schönberg) erwähnt die ungarischen Straf- und Arbeitsanstalten, wo überall maschineller Betrieb eingeführt ist. Wenn diese Anstalten auch vielfach Konkurrenz bereiten, so scheinen sich doch die Gewerbetreibenden darüber nicht zu beklagen.“⁴⁴

Abschließend soll hier ein Blick auf den heutigen Stand gegeben werden: Derzeit gibt es in Österreich in der Justizanstalt Stein eine Druckerei⁴⁵ sowie Buchbindereien in acht Anstalten.⁴⁶ Kooperationen mit externen Betrieben⁴⁷ gibt es immer wieder. In der Druckerei Stein werden vorwiegend Aufträge von Bundesdienststellen (meist von Gerichten) erledigt – hier kann man „quasi von Eigenregieleistungen sprechen. Kleine Aufträge (Zuschnitte, Stanzarbeiten, etc.) werden auch von einigen privaten Auftraggebern (Firmen) angenommen und bearbeitet.“⁴⁸

Es bleibt die Frage nach dem Erfolg der Ausbildung in einer Anstalt, danach wie viele Personen, die in der Haft eine Ausbildung begonnen haben, diese auch erfolgreich abgeschlossen haben und ob ehemalige Insassen danach in einem regulären Betrieb beschäftigt waren oder sogar einen eigenen gegründet haben. Genauere Untersuchungen zur Drucksortenproduktion wären ebenfalls von Interesse.

43 Mitteilungen des Vereins der Beamten der Nö. Landeszwangsanstalten, 3. Bd., Heft 2, S. 57.

44 op. cit., S. 58

45 Laut Auskunft Amtsdirektor Ing. Alfred Pischler, BM f. Justiz, Abteilung II/a, Budget- und Wirtschaftsangelegenheiten im Strafvollzug, mail 28. Juni 2017 gibt es Druckereien auch in den Anstalten Wien-Josefstadt und Graz-Karlau. Für die Anstalt Wien-Josefstadt trifft das nicht zu. Ich danke Frau Fachoberinspektor Anita Traunfellner, JA Wien Josefstadt, mail 4. Juli 2017. Eine Anfrage an Graz-Karlau ist noch nicht beantwortet.

46 Buchbinder: Justizanstalt Garsten; Graz-Jakomini, Hirtenberg, Innsbruck, Klagenfurt, Sonnberg, Suben, Stein, vgl. <https://www.justiz.gv.at/web2013/home/strafvollzug/arbeitswesen/werkstaeten/buchbinder-2c94848542ec4981014445ce24be3ec1.de.html>

47 vgl. *Wiener Zeitung*, 24./25. Juni 2017, S. 11: „[...] Immer mehr Unternehmen nutzen Gefängnisse als Produktionsstätten [...] wirtschaftliche Vorteile: denn beschäftigten Unternehmen Häftlinge, entfallen für sie größtenteils die Lohnnebenkosten, und im Krankheitsfall müssen keine Lohnfortzahlungen erfolgen. Auch gibt es weder Pensionseinzahlungen noch den gesetzlichen Mindestlohn.“

48 Bezirksinspektor Günther Schönanger, Betriebsleiter der Druckerei Stein, mail vom 30. Juni 2017.

Murray G. Hall:

Ausblendung – Annäherung – Restitution.

Der schwierige Umgang mit NS-Raubgut.

Anmerkungen zu *BuB Forum Bibliothek und Information*

12/2016, Schwerpunkt NS-Raubgut.

Die NS-Provenienzforschung hat in den letzten Jahren – ausgehend von den Ländern Österreich und Deutschland, die als Vorreiter anzusehen sind – eine richtige Hochkonjunktur erlebt. Und das ist gut so. Die Initialzündung in Österreich brachte bekanntlich das Kunstrückgabegesetz, das das österreichische Parlament im Jahr 1998 verabschiedete. Nun kommen auch jene europäischen und außereuropäischen Länder, die bislang etwas abseits gestanden sind, langsam an Bord. Hier wären Israel und Frankreich, aber auch Polen und Tschechien zu nennen. Dabei ist der internationale Fokus nach wie vor eher auf geraubter Kunst als auf geraubten Büchern. In diesem Lichte ist der Aufruf am Anfang des vorzustellenden Heftes „Provenienzforschung auf die Tagesordnung!“ zu relativieren und im gegenständlichen Fall auf jene wissenschaftlichen Bibliotheken in Deutschland zu beziehen, die erst kürzlich mit der Überprüfung ihrer Erwerbungen ab 1933 begonnen haben.

In den letzten zwölf Monaten hat es eine regelrechte Tagungsdichte gegeben: Die Kommission für Provenienzforschung in Österreich veranstaltet beispielsweise regelmäßig „Mittagsgespräche“ und lädt Forscher/innen ein, über aktuelle Ergebnisse zu referieren. Die Society for the History of Collecting andererseits organisiert Austauschprogramme, bei denen Museumsfachleute aus Deutschland und den USA das jeweils andere Land besuchen. In Amelia in Italien werden Sommerkurse angeboten, die sich mit Provenienzforschung und der Restitution geraubter Objekte befassen. Bis 2015 war die Provenienzforschung innerhalb

Israels kaum ein Thema, und nun hat das Israel Museum in Jerusalem im November 2016 eine (zweite) einschlägige Konferenz abgehalten. Auch in Großbritannien ist die NS-Provenienzforschung im Februar 2017 Thema einer Tagung („From Refugees to Restitution: The History of Nazi Looted Art in the UK in Transnational Perspective.“) an der University of Cambridge gewesen. Im März 2017 war Paris Austragungsort für eine internationale Tagung („Where are the libraries looted by the Nazis? Efforts at identification and restitution, a work in progress“). Wien war im Mai wiederum Gastgeber für eine internationale Tagung an der UB Wien („‘Treuhänderische‘ Übernahme und Verwahrung – international und interdisziplinär betrachtet.“), wobei nicht nur die Frage der treuhänderischen Übernahmen wohl erstmals thematisiert wurden, sondern Länder wie Polen, Tschechien und Litauen, die ihre „Hausaufgaben“ noch vor sich haben, die, was Polen betrifft, sehr aktuell sind, einbezogen hat. Und zuletzt hat die UB Graz im Juni 2017, als Abschluss eines Provenienzprojekts, das aus der Wiener Dissertation von Katharina Bergmann-Pfleger hervorging, eine Konferenz unter dem Titel „Was bleibt? Bibliothekarische NS-Provenienzforschung und der Umgang mit ihren Ergebnissen“ ausgerichtet. Es bleibt zu erwähnen, angesichts der unrühmlichen Rolle, die der italienischen Hafenstadt Triest in den 1940er Jahren zukam, dass die italienische Stadt Lucca Austragungsort für die Workshop „The Transfer of Jewish-owned Cultural Objects in the Italian Alps Adria Region“ vom 20–21 September 2017 sein wird. Die angesprochene Hochkonjunktur bezieht sich freilich nicht nur auf Tagungen, Workshops, Konferenzen und dgl. Es sind ja auch zahlreiche Einzelstudien und Tagungsbände zur NS-Provenienzforschung erschienen, von denen einige in den *Mitteilungen* besprochen wurden.

Das Schwerpunktheft *BuB Forum Bibliothek und Information* 12/2016 bietet neun kurze Beiträge, alle auf Provenienzforschung und Restitution an deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken bezogen. Eine Vorbemerkung bzw. eine Erkenntnis (die sich auch auf Österreich beziehen könnte) leitet das Heft ein: „Das Bemühen um die Aufdeckung von NS-Raubgut in Bibliotheken hat eine lange und nicht immer rühmliche Geschichte. Nach 1945 folgten bleierne Jahrzehnte des Verdrängens bis es endlich zu gezielten Provenienzforschungen und erfolgreichen Restitutionsen kam.“ (714)

Den Reigen eröffnet Anna von Villiez, die sich mit der Provenienzforschung und Restitution an der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (SUB HH)

befasst, wo seit 2006 eine systematische Überprüfung der Zugangsjournale erfolgt. Wie in den meisten Fällen vermied man es auch an dieser Bibliothek, wie die Autorin festhält, „sich mit der eigenen Verantwortung für dieses Erbe zu befassen“ (732). Beschrieben wird, wie die Bibliothek in den Besitz von Raubgutbeständen gekommen ist (u. a. als „Geschenke der Gestapo“, über andere Bibliotheken sowie über die Reichstauschstelle) und wie der Bibliotheksdirektor Gustav Wahl bemüht war, die Bestände seiner Institution durch Raubgut zu vermehren. Wie bei der Provenienzforschung an anderen Bibliotheken, ist und war es auch im Fall der SUB HH schwierig, die Geschädigten zu identifizieren und dann die rechtmäßigen Erben ausfindig zu machen. Fazit der Nachforschungen bis dato: „In 25 Restititionen konnten inzwischen rund 600 Bücher an die rechtmäßigen Erben übergeben werden.“ (737) Maria Kesting erzählt in ihrem Beitrag „Eine persönliche Restitutionsgeschichte“, wie zwei Bücher von Heinrich Mann, die eindeutige Raubgut waren, Ausgangspunkt für eine mühsame Suche nach den Erben waren. Trotz der großen Mühen ist es den Forscher/innen gelungen, eine erstaunliche Menge an biographischem Material über die geschädigten Besitzer herauszufinden. Den Schluss des Berichts bildet eine erfolgreiche Restitution.

Nadine Kulbe und Armin Schlechter liefern einen historischen Überblick über die Forschung unter dem Titel „Ausblendung – Annäherung – Restitution. Der lange Weg der NS-Raubgutforschung in deutschen Bibliotheken“ (742) Wie für Österreich war 1998 auch in Deutschland ein für die Provenienzforschung entscheidendes Jahr. Zum einen gab es die 1998 verabschiedete Washingtoner Erklärung, zum anderen die „Gemeinsame Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände“ (743). „1999 wurde die moralische Verpflichtung einer Aufarbeitung und Restitution durch öffentliche Kultureinrichtungen anerkannt.“ (ebda.) Die Bilanz bis heute in Deutschland: „Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wurden und werden an 28 deutschen Einrichtungen geförderte Projekte zur Überprüfung der Bibliotheksbestände durchgeführt.“ (743) Obwohl in den letzten 10 bis 20 Jahren viel passiert ist, steht die Provenienzforschung, so die Verfasser, vor mehreren Aufgaben: „Die Forschung nach Raubgut in deutschen Bibliotheken in den letzten Jahrzehnten hat zu einer deutlichen Zunahme an Wissen um die seinerzeitigen Ereignisse geführt. Andererseits ist zu konstatieren, dass bisher statt einer flächendeckenden Untersuchung nur ein Flickenteppich in der deutschen Bibliothekslandschaft entstanden ist. Als Desiderat wäre zu formulieren, dass jede deutsche Bibliothek, die

vor 1945 erschienene Bestände besitzt, diese komplett auf NS-Raubgut hin untersuchen muss. Dies betrifft sowohl die bis 1945 erworbenen als auch die nach 1945 antiquarisch angekauften Bände. Neben der Inspektion der einzelnen Bücher setzt das die Aufarbeitung der Geschichte des eigenen Hauses voraus.“ (745)

Ähnlich argumentiert Annette Gerlach in ihrem Beitrag „Daueraufgabe Provenienzforschung. NS-Raubgutforschung in deutschen Bibliotheken – Ein Überblick“ (747–749). Fazit: „Raubgutforschung muss in allen Bibliotheken stattfinden, muss zur Daueraufgabe werden, die dafür notwendigen Ressourcen und Strukturen müssen aufgebaut werden, schließlich muss dieses historische Erbe tatsächlich vollumfänglich bearbeitet werden. Und das eigentliche Ziel, den unrechtmäßigen Besitz zurückzugeben, darf dabei nie vergessen werden.“ (749) Georg Ruppelt geht von der Erkenntnis aus, dass die Provenienzforschung in Deutschland durch die Gründung der Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste, das die 16 Bundesländer und die drei kommunalen Spitzenverbände erfasst, „einen kräftigen Auftrieb bekommen“ hat. Das Zentrum nahm seine Arbeit Anfang 2015 in Magdeburg auf. Dass, wie Ruppelt ausführt, in Deutschland noch viel zu erledigen ist, darf angesichts der Tatsache, dass von rund 9.000 Öffentlichen und 750 Wissenschaftlichen Bibliotheken die Rede ist, nicht verwundern. (753)

In ihrem Beitrag schildert Christine Sauer „Raubgut in einer kommunalen Einrichtung“. Konkret geht es um die Stadtbibliothek im Bildungscampus Nürnberg, wo noch eine systematische Überprüfung auf Raubgut aussteht. In seinem Beitrag „Bibliotheken brauchen Provenienzforschung!“ berichtet Robert Langer u.a. über einen spektakulären NS-Raubgutfund in Bautzen, wo ein Forscher Teile der verschollen geglaubten HERTIE-Bibliothek gefunden hat. Wie wichtig es ist, dass Provenienzforscher/innen, die an verschiedenen Bibliotheken tätig sind, ihre Erkenntnisse teilen, betont Matthias Meade in seinem Beitrag („Auf der Suche nach den Erben. Vier Bibliotheken bündeln Forschungsergebnisse in Datenbank ‚Looted Cultural Assets‘“) (762–763).

Es ist zu begrüßen, dass *BuB Forum Bibliothek und Information* sich dem nach wie vor hoch aktuellen Schwerpunkt NS-Raubgut gewidmet und in Form von kurzen Artikeln eine breite Palette an einschlägigen Themen geboten hat. Trotz der Themenverwandtschaft der vielen Beiträge halten sich inhaltliche Wiederholungen in Grenzen.

REZENSIONEN

Christian Adam: *Der Traum vom Jahre Null. Autoren, Bestseller, Leser: Die Neuordnung der Bücherwelt in Ost und West nach 1945*. Berlin: Galiani, 2016, 441 S. ISBN 978-3-86971-122-5, 28,00 EUR

Dass die Vorstellung eines völligen Neuanfangs in Deutschland 1945, die vielfach beschworene „Stunde Null“, rückblickend betrachtet eine Deck- und Wunschkonstruktion war, um sich von den Verbrechen des Nationalsozialismus loszusprechen, ist in Bezug auf viele Felder der Nachkriegsgesellschaft bereits gezeigt worden. Was die Literatur betrifft, so hat Urs Widmer bereits 1965 darauf hingewiesen, dass auch dort der vermeintliche Kahlschlag so radikal nicht war.¹ Und das gilt auch für den Buchmarkt, wie Christian Adam in seinem neuen Buch zeigt. Mit *Der Traum vom Jahre Null. Autoren, Bestseller, Leser: Die Neuordnung der Bücherwelt in Ost und West nach 1945* setzt er seine 2010 erschienene Studie *Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich* konsequent fort. Die zentrale Frage des Buches lautet nun: „Wie gestaltete sich das literarische Leben nach 1945 in beiden deutschen Staaten und welche Langzeitfolgen hatten die zwölf Jahre NS-Herrschaft für den Buchmarkt und seine Akteure?“ (S. 16)

In elf thematisch geordneten Kapiteln beschäftigt sich Adam mit dem Literaturmarkt und der Literaturpolitik nach 1945, der Frage der Remigration, den Kontinuitäten von NS-Autoren und -Autorinnen, dem Literaturtausch zwischen den beiden deutschen Staaten und der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges, aber auch mit dem Erzählen bzw. Schweigen von Krieg und Lager. Dabei zeichnet sich sein Buch besonders dadurch aus, dass es sich nicht auf die sogenannte Höhenkammliteratur beschränkt. Trümmerliteratur und Gruppe 47, die sonst oft im Zentrum der Darstellungen der Nachkriegsliteratur stehen, spielen eine nur geringe Rolle. Stattdessen richtet Adam seinen Blick auf Bestseller wie Theodor Plieviers *Stalingrad* (1947), Hans Scholz' *Am grünen Strand der Spree* (1955) oder Josef Martin Bauers *So weit die Füße tragen* (1955), auf erfolgreiche

¹ Urs Widmer: So kahl war der Kahlschlag nicht (1965). In: *Die Gruppe 47. Bericht, Kritik, Polemik*. Hg. v. Reinhard Lettau. Berlin: Luchterhand 1967, S. 328–335.

Sachbücher wie C.W. Cerams *Götter, Gräber und Gelehrte* (1949) und Werner Kellers *Und die Bibel hat doch recht* (1955) sowie auf Schulbuchautoren und Literaturhistoriker, etwa das berühmte Ehepaar Frenzel und ihre *Daten deutscher Dichtung* (1953). Denn: „Will man wissen, welche Bücher für einen jeweiligen Zeitabschnitt typisch und damit für ihre Leser prägend waren, kommt man an einer Untersuchung der massenhaft verbreiteten Literatur nicht vorbei.“ (S. 17)

Eindrucksvoll ist das von Adam ermittelte Zahlenmaterial, das bei allen Schwierigkeiten und Lücken im Detail doch insgesamt deutliche Tendenzen erkennen lässt. So stellt der Autor eine „virtuelle ‚Bestsellerliste‘“ von 1945 bis Anfang der sechziger Jahre zusammen, die Buchtitel umfasst, „welche mit 100.000 oder mehr Exemplaren erschienen sind.“ (S. 18), auch wenn sich freilich keine zu hundert Prozent verlässlichen Auflagenzahlen ermitteln ließen. Ganz klar an erster Stelle steht hier die österreichische Exil-Autorin Annemarie Selinko mit ihrem Roman *Désirée*, der eine Auflage von rund 1,800.000 Stück erreichte, vor C.W. Cerams *Götter, Gräber und Gelehrte* (1,300.000), Margaret Mitchells *Vom Winde verweht* (Nachkriegsausgabe 1,200.000), Ferdinand Sauerbruchs Chirurgen-Autobiographie *Das war mein Leben* (1,200.000) und Hugo Hartungs *Ich denke oft an Piroshka* (1,170.000). Doch belässt es der Autor nicht bei einer Kompilation von Zahlen, sondern liefert auch kurze Porträts der einzelnen Texte, vor allem aber verortet er sie in ihren literatursoziologischen und vergangenheitspolitischen Zusammenhängen. Das geschieht mittels einer Vielzahl von Fallgeschichten, etwa zur Karriere des Verlegers Kurt Desch (S. 60f.), zur Zusammenarbeit des DDR-Bestsellerautors Harry Türk mit dem Ministerium für Staatssicherheit (S. 90ff.) oder zur Rezeption des *Tagebuchs der Anne Frank* (S. 79ff.).

Adams Buch widmet sich auch detailreich den Zensur- und Umerziehungsmaßnahmen der Alliierten sowie den gesetzlichen Regelungen für den Buchmarkt im besetzten Deutschland. Bemerkenswert erscheint dabei, dass trotz des effektiven Einsatzes von Radio und Film in der Propaganda des Nationalsozialismus die Besatzungsmächte bei ihren Re-Education-Programmen ganz stark auf das Medium Buch setzten. So zeigt Adam auf der Basis von Studien der US-Besatzungsbehörden aus den 1940er-Jahren, welche Schlüsse diese über den deutschen Buchmarkt unmittelbar nach Kriegsende zogen: „Ehemalige Nazis waren mit Sicherheit als Buchleser viel unersättlicher als Nicht-Nazis, und diese Erkenntnis unterstreicht, wie wünschenswert es ist, diese Leute mit Literatur, die für Zwecke der Umerziehung geeignet scheint, zu erreichen.“ (S. 23)

Insgesamt ist das Leseverhalten in Deutschland nach 1945 aber von einer starken Kontinuität charakterisiert – wie auch schon davor: „Schon beim Blick auf die Jahre unmittelbar nach 1933 ist festzustellen, dass die Welt der Bücher eine gewisse Trägheit besaß, dass zum Beispiel verbotene und verfemte Werke noch lange greifbar waren, sich zudem viele Verbotsmaßnahmen der Nazis als durchlässig erwiesen.“ (S. 19) Und von sechzehn Werken, die nach dem Krieg bis in die 1960er Jahre im Westen eine Millionenaufage erlebten, waren zehn bereits vor 1945 auf dem Markt, sechs von ihnen sogar schon vor 1933. Leseverhalten ist offensichtlich über politische Umbrüche hinaus überaus konstant.

Besonderes Augenmerk legt das Buch auf die Nachkriegskarrieren von Akteuren und Akteurinnen des Literaturbetriebs, die bereits im NS-Kultursektor wichtige Positionen inne hatten oder sich durch einschlägige Publikationen hervorgetan hatten. So wird etwa der „völkische Literaturtheoretiker“ Hellmuth Langenbucher porträtiert, der von „1951 bis 1970 zunächst als Lektor, dann Programmmanager für den Europäischen Buchklub in Stuttgart“ (S. 326) arbeitete, weiters sein Chef und Geschäftsführer des Europäischen Buchklubs, Gerhard Schumann, der in der Reichsschrifttumskammer Leiter der Abteilung Schriftsteller war und unsägliche Verse auf Führer und Vaterland verfasste. Dazu das Ehepaar Herbert und Elisabeth Frenzel, deren 1953 erstmals erschienenes Standardwerk *Daten deutscher Dichtung* ein nachhaltiger Verkaufserfolg für Kiepenheuer & Witsch bzw. dtv wurde. „Herbert Frenzel war Mitarbeiter im Propagandaministerium bei Joseph Goebbels, seine Frau in verschiedenen Funktionen bei Alfred Rosenberg, dem Chefideologen der NSDAP, gewesen.“ (S. 320) Ihre betont antisemitische Dissertation hatte sie 1942 zum Thema der *Judengestalten auf der deutschen Bühne* verfasst. Die Daten hatten bis vor kurzem noch eine nicht zu unterschätzende Auswirkung auf den Kanonisierungsprozess, wurden sie doch von Generationen von Studierenden und Literaturinteressierten verwendet, trotz der darin manifesten Ausblendung der zeitgeschichtlichen Hintergründe der jüngsten Literatur und des Fehlens vieler Autoren, wie etwa Oskar Maria Graf, Kurt Tucholsky oder Klaus Mann.

Immer wieder richtet Adams Studie ihren Blick auch auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen BRD und DDR, mit zum Teil überraschenden Erkenntnissen. Dass bei der Auswertung hunderter Literaturpreise, die zwischen 1947 und 1957 in Ost und West vergeben worden sind, der Anteil von während des Nationalsozialismus verbotenen und/oder emigrierten Autorinnen und

Autoren in der DDR bei 48% liegt, während er in Westdeutschland nur 28% ausmacht, mag erwartbar sein. Weniger erwartbar hingegen, dass der Anteil der NS-nahen Autoren in beiden Staaten durchaus vergleichbar ist, nämlich 12% im Westen und immerhin 9% im Osten (S. 14f.). Die „Institutionalisierung der Literaturpolitik“ in Ostdeutschland führte nach 1949 jedenfalls nicht zu einer Welle von Verlagsgründungen, sondern zeigte z.T. absurde Fördermaßnahmen für die Buchbranche: So wurden „Leiter von lizenzierten Verlagen und Verlagsredakteure, Bibliothekare der öffentlichen Verwaltung“ in der bis 1958 anhaltenden kontingentierten Lebensmittelversorgung mit Schwerarbeitern gleichgestellt. (S. 39) Die früh einsetzende Vorzensur setzt sich fort bis 1989.

Was den Westen betrifft belegen zahlreiche von Adam herangezogene Studien, dass es bei den Verlegern der Gründungsjahre der Bundesrepublik keine Stunde Null gab: „Alle wichtigen Personen waren Bekannte aus vergangenen Tagen. Problematisch mit Blick auf die Geschichte deutscher Autoren oder Verleger vor und nach 1945 ist heute auch weniger das Verheimlichen ganz skandalöser Kontinuitäten oder Karrieren, die es ohnehin nur in geringer Zahl gab. Problematisch ist eher das Beschweigen im Kleinen (etwa die SS-Mitgliedschaft eines Nobelpreisträgers) oder das verschleierte Vorleben eines Verlegers.“ (S. 57) Adam resümiert ernüchternd: „Pointiert lässt sich sagen, dass – beim Blick auf beide deutsche Staaten – der Westen das personelle Erbe des ‚Dritten Reichs‘ annahm, der Osten das strukturelle.“ (S. 358)

Auch wenn der eine oder andere Teil der umfangreichen Studie für Kennerinnen und Kenner des Forschungsfeldes nicht ganz neu sein mag, so leistet Christian Adams flüssig geschriebenes Buch doch eine höchst umsichtige Aufarbeitung der z. T. recht verstreuten Forschungsliteratur und des Archivmaterials zu Buchmarkt und Leseverhalten der Nachkriegszeit und führt es zu einem breiten Panorama zusammen. Damit liegt nun ein Standardwerk vor, das sowohl in seiner synoptischen Dimension als auch in den einzelnen Falldarstellungen mehr als überzeugend ist und zu mancher Neuperspektivierung der „Bücherwelt in Ost und West nach 1945“ Anlass gibt.

Günther Stocker (Wien)

Karin Sattler: *Crowdfunding als Geschäftsmodell im Verlagswesen*. Digital Media Studies 1. Wien: danzig & unfried 2017. 152 Seiten, Taschenbuch. ISBN: 978-3-902752-21-5, 29,00 EUR [A]

Früher blieb so manches Kreativ-Projekt wie Buch oder Film unrealisiert, wenn dafür kein Sponsor gefunden werden konnte. Mit „Crowdfunding“ haben sich die Möglichkeiten für den Einzelnen, aber auch für Unternehmen wie Verlage, geändert. Längst ist aus dem *einen* Geldgeber eine unüberschaubare Masse an Financiers geworden, die sogenannte „Crowd“. Der Begriff Crowdfunding bezeichnet eine alternative Finanzierungsform, die mittels eines offenen – meist über das Internet gestarteten – Aufrufs, eine Anzahl an Einzelpersonen, welche eine variable Summe für ein Projekt zur Verfügung stellt, als Unterstützer gewinnt.

Karin Sattler untersucht in ihrem im Frühjahr 2017 im Wiener Verlag danzig & unfried erschienenem Buch wie Crowdfunding in Verlagen als Geschäftsmodell eingesetzt wird. Sie erklärt nicht nur die Begriffe und die unterschiedlichen Geschäftsmodelle, sondern berichtet auch von den Chancen und Risiken, die für Verlage ableitbar sind. Ziel der Publikation sei es, unter Zuhilfenahme der vorhandenen wissenschaftlichen Literatur und mittels Analyse von internationalen Fallbeispielen „einen Geschäftsmodell-Ansatz für Crowdfunding im Verlagswesen [...] zu entwickeln, um dadurch konkrete Erfolgskriterien und Handlungsempfehlungen identifizieren zu können“. Die seit 2008 im Verlagswesen tätige Autorin schloss 2016 das postgraduale Studium „Digital Media Publishing“ an der Donau-Universität in Krems ab. Ihre als Masterarbeit eingereichte Untersuchung im Bereich Crowdfunding bildet die Grundlage für das vorliegende Werk.

Die Finanzierung eines Projektes durch eine undefinierte Masse an Kapitalgeber existiert in unterschiedlichen Modellen. Als Hauptakteure nennt die Verfasserin die Kapitalsuchenden bzw. Projektinitiatoren, die Geldgeber bzw. Investoren und die Crowdfunding-Plattformen als Intermediäre. Crowdfunding ermöglicht es relativ schnell und unbürokratisch mittels vieler Einzelbeträge, die für ein Projekt benötigten finanziellen Mittel zu erhalten. Darüber hinaus kann es als Marketing-Tool eingesetzt werden, denn die Crowd fungiere auch als Multiplikator und sei gleichzeitig Endkunde, so die Autorin. Produktideen können so auf ihre Markttauglichkeit getestet werden. Die Motivation der Investoren lokalisiert Sattler zum einen in der erwartbaren Gegenleistung, dem Wunsch nach Mitbestimmung und dem Wunsch Teil eines großen Ganzen zu sein. U. a. nennt sie das „Gefühl zumindest bis zu einem gewissen Grad für den Erfolg Anderer verantwortlich zu sein“ und die

Möglichkeit, sich aktiv an der Kultur- und Kreativlandschaft zu beteiligen. Als die gängigste Form nennt Sattler das Reward-based-Crowdfunding. Dabei erfolgt die Gegenleistung – die der Geldgeber für seine Gabe erhält – durch sogenannte „Dankeschöns“. Die Höhe der Prämie ist abhängig vom geleisteten Geldbetrag und reicht von der dankenden namentlichen Erwähnung auf der Website, im Film- abschnitt bis hin zum signierten (Buch-)Exemplar, einer Lesung etc. Der Großteil der Crowdfunding-Projekte funktionieren nach dem „All-or-Nothing-Prinzip“, so Sattler. Wird das Mindestvolumen innerhalb eines festgesetzten Zeitraums nicht erreicht, werden alle bereits zugesprochenen Unterstützungen refundiert und das Unterfangen nicht umgesetzt. Ob und wie oft die Initiatoren selbst als (verdeckte) Unterstützer auftreten, um das Mindestvolumen im vorgegebenen Zeitrahmen zu erreichen, bleibt offen. Besondere Bedeutung misst die Autorin neben der Qualität des Projekts und der räumlichen Nähe der Initiatoren zur Crowd der On- und Offline-Community bei. Verfügen die Kapitalsuchenden über eine geringe Anzahl an Facebook-Freunden solle bei einer Crowdfunding-Kampagne auf die Verlinkung des Accounts verzichtet werden, so Sattler. „Likes“ gelten bei der Durchführung als „harte Währung“ und hätten maßgeblichen Einfluss auf das Erreichen des Finanzierungsziels. Eine intensive Beschäftigung mit der Crowd durch ständige Updates und Fortschrittsberichte via Social-Media-Kanäle sind unabdingbar. Der Aufwand, den dies nebst der Finanzierungskampagne bedeutet, werde oft unterschätzt, schreibt die studierte Betriebswirtin.

Die fortschreitende Digitalisierung, das neue Mediennutzungsverhalten der Leserschaft sowie die Konkurrenz aus anderen Branchen zwingen die Verlage „die klassische Produktpalette durch alternative Erlösquellen zu erweitern“, schreibt Sattler. Wesentlich sei dabei das Bedürfnis der Leser nach Partizipation und Interaktion. Die Grenzen zwischen Autor, Verlag und Leser verschwimmen zusehends. Neben Amazon Publishing, das in Deutschland mittlerweile auch Funktionen des klassischen Verlages übernommen hat, treten Selfpublishing-Plattformen wie BoD oder BookRix in Konkurrenz zu den herkömmlichen Buch-Machern. Inwieweit sich die Leserschaft solcher Publikationen des fehlenden Korrektivs durch den Verlag bewusst ist, sei dahingestellt.

Sattler wirft einen genauen (und neutralen) Blick auf die verschiedenen Crowdfunding-Geschäftsmodelle und die damit einhergehenden Kombinationsmöglichkeiten in der Buchbranche. Mit ihren detaillierten Informationen weist sie Interessierten einen Weg, sich den durch die Digitalisierung bedingten Umbruch

im Verlagswesen nutzbar zu machen. Spannend sind dabei vor allem die von der Verfasserin gewählten internationalen Fallbeispiele: Beim 2011 gegründeten britischen Verlag Unbound stellt ein Autor seine Buchidee den Verlagsmitarbeitern vor, welche die Erfolgchancen am Markt beurteilen. Wird der geplante Titel ausgewählt, wird in Zusammenarbeit von Verlag und Verfasser die benötigte Finanzierungssumme festgelegt. Dann beginnt die Einbeziehung der Crowd bzw. die Suche nach Geldgebern. Bei Unbound handelt es sich um ein Reward-based-Modell, bei welchem die erwirtschafteten Einnahmen zwischen Autor und Verlag geteilt sowie Druck- und Vertriebskosten mit dem Anteil der Plattform bezahlt werden. Viele Unbound-Autoren verfügen über eine große Fangemeinde wie der Komiker, Regisseur und Schriftsteller Terry Jones. Wertvoll für die Autoren sind bei diesem Modell das klassische Angebot an Verlagservice wie Lektorat und Co sowie die Schnelligkeit der Umsetzung. Jones' Titel lag bereits vier Monate nach Abschluss der Crowdfunding-Phase in den Buchhandlungen.

Bei dem 2010 von der Verlagsgruppe Droemer und Knauer ins Leben gerufenen Selfpublishing-Portal Neobooks handelt es sich um eine Art Talent-Suchmaschine. Die Crowd wird zur Beurteilung von Manuskripten genutzt, wobei erfolgreiche Texte die Chance auf einen traditionellen Verlagsvertrag erhalten sollen, so Sattler. Die Crowd beteiligt sich bei diesem Modell anstatt finanzielle Mittel einzusetzen mit Expertise und wird zur Abschätzung der Erfolgchancen und zur Qualitätsbeurteilung eines Textes herangezogen. Die Autoren erhalten 70 % des Nettoverlagslöses, der Rest verbleibt beim Verlag. Im Gegensatz zu Unbound bietet Neobooks keinerlei Gegenleistung für die Crowd an. Hierbei soll kritisch angemerkt werden, dass es sich dabei um die ideale Version für den sparsamen bzw. faulen Verlag zu handeln scheint, da die potentiellen Endkunden, vulgo Crowd/Leserschaft, zeit- und kostenintensive Verlagsaufgaben wie Autorensuche, Selektion und Manuskriptprüfung übernehmen. Der Verlag spart sich die Literaturagentur und kann weiters interne Verlagsmitarbeiter-Aufgaben und Ausgaben kostenfrei auslagern. Die Mitarbeit der Crowd wird nur durch das Zuckerl der Partizipation „abgegolten“.

Rob Thomas, Drehbuchautor und Produzent der abgesetzten Fernsehserie „Veronica Mars“, konnte 2013 via Kickstarter die benötigte Summe für die gleichnamige Filmadaption lukrieren. Die über 91.000 Fans stellten in nur zwölf Stunden das Finanzierungsziel von 2 Millionen Dollar zur Verfügung – damit zählt diese Kampagne zu den bisher erfolgreichsten Crowdfunding-Initiativen. Die Gegenleis-

tungen des Reward-based-Modells reichten vom limitierten T-Shirt für 25 Dollar über eine persönliche Videobotschaft der Hauptdarstellerin (600 Dollar) bis hin zu zwei Premiertickets für 1000 Dollar. Fans mit dicker Börse konnten sich für wohlfeile 10.000 Dollar gar eine Sprechrolle im Film sichern ...

Carola Leitner (Wien)

Reinhard Klimmt und Patrick Rössler (Hgg.): *Reihenweise. Die Taschenbücher der 1950er Jahre und ihre Gestalter*. Mitarbeit von Jane Langforth, Mirko Schädel und Andrea van Dülmen. Texte von Georg C. Bertsch, Reinhard Klimmt, Jane Langforth, Thomas Nagel und Patrick Rössler. 2 Bde. im Schuber. 932 S. Butjadingen/Hamburg/ Saarbrücken: Achilla Presse 2016. ISBN: 978-3-00-052234-5, 249,00 EUR

Der buchgestalterisch sehr ansprechenden zweibändigen Ausgabe vorangestellt ist eine „Gebrauchsanweisung“ der Herausgeber, die Empfehlungen für den Umgang mit diesen knapp 1000 Seiten formulieren. Hier präsentieren die Herausgeber – mit Blick auf das beeindruckende Ergebnis eine ausgesprochen kreative Kooperation zwischen dem Sammler Reinhard Klimmt und dem Kommunikationswissenschaftler Patrick Rössler – die Zielsetzungen und Gliederung der Bände. In einem ersten Schritt gelte es eine Einordnung der Taschenbücher in die kulturelle Szene in den deutschsprachigen Ländern der Nachkriegsjahre vorzunehmen und die enorme Anzahl von Taschenbuchreihen dieser Zeit vorzustellen. „Taschenbücher bieten in ihrer disparaten Gesamtheit eine kleine Kulturgeschichte der Nachkriegszeit“ – so konstatiert Klimmt in dem sehr von seinen persönlichen Leseerfahrungen geprägten Vorwort.

Doch unter welchen Rahmenbedingungen hatte sich die (Lese)kultur der Nachkriegszeit entfaltet? Ein wichtiger Vorläufer des Taschenbuchs war sicherlich der Leihbuch-Roman, dessen Bedeutung als weit verbreiteter und von den westlichen Alliierten subventionierter Lesestoff für die deutsche Bevölkerung in der Forschung noch immer unterschätzt wird.¹ Wie so oft im Bereich der populären Lesestoffe haben Sammler die verdienstvolle Aufgabe übernommen, das Literaturprogramm von Leihbuch-Romanverlagen akribisch aufzuarbeiten. In die-

1 Die geringe Aufmerksamkeit, die dem Leihbuch-Roman geschenkt wird, spiegelt sich der Forschung wider, denn auch in diesem Feld betätigen sich hauptsächlich Sammler von populären Lesestoffen.

sem Kontext unbedingt zu erwähnen die *Illustrierte Bibliographie der Leihbücher 1946–1976* von Herbert Kalbitz und Dieter Kästner (2013), die beide auch an Reihenweise mitgewirkt haben.² Der Leihbuch-Roman wurde im Laufe der 1960-er Jahre zunehmend vom preiswerten Taschenbuch (und der exzessiven Verbreitung von Fernsehgeräten in Privathaushalten) verdrängt; allerdings reagierten viele Leihbuch-Romanverleger auf den allmählichen Niedergang ihres originären Formats, indem sie sich frühzeitig und verstärkt im Taschenbuchgeschäft engagierten und vielfach die Cover der Leihbuch-Romane in eigene Taschenbuch- oder Heftromanreihen überführten. Leihbuchverlage und Taschenbuchverlage entwickelten vor dem Hintergrund einer weitgehend durch den Krieg zerstörten Infrastruktur vor allem in den städtischen Zentren ausschließlich auf die Produktion von Leihbuchromanen ausgerichtete Vertriebsmodell; die speziellen Leihbuchroman-Verlage etablierten sich hauptsächlich im westdeutschen ländlichen Raum, der weniger von Kriegsschäden betroffen war, wo die Mieten und die Löhne eher niedrig waren. Die Ausgangssituation nach Kriegsende stellte für alle Verlage eine besondere Herausforderung dar und gerade die Produzenten von populären Lesestoffen kreierten schon Mitte der 1940er Jahre innovative Publikationsformate und Distributionsmodelle, um – in Kooperation mit den Alliierten – die Bevölkerung mit Lesestoff zu versorgen. Verlage wie Ernst Rowohlt oder der Komet-Verlag (Düsseldorf) gehörten zu den Vorreitern, indem sie ein Format entwickelten, das zwischen Zeitungsroman und Taschenbuch anzusiedeln ist, wobei der Komet-Verlag von Anfang an auf eine ökonomisch sinnvolle Doppelverwertung seiner Texte zielte, indem er zunächst vier Ausgaben im Quartformat auf den Markt brachte, diese anschließend in einem ein sog. Zeitungsbuch zusammenführte. Der Vorwurf an die frühen Verleger von Zeitungsromanen zielte bereits auf die Massenhaftigkeit des produzierten Lesestoffs; dem Verleger Ernst Rowohlt wurde sogar der Missbrauch der Rotationsmaschine „für die Flut von Kioskliteratur, für die dümmste und schädlichste Kolportageliteratur“ unterstellt.³

Die zweibändige illustrierte Geschichte des Taschenbuchs im ersten Jahrzehnt nach Kriegsende präsentiert eindrucksvoll die inhaltliche und buchgestalterische

2 Kalbitz, Herbert/Kästner, Dieter (Hrsg.): *Illustrierte Bibliographie der Leihbücher 1946–1976*, Teil 1: Kriminalleihbücher. Butjadingen 2013, sowie die Science Fiction-Datenbank, aber auch die Bibliographien und Suchmaschinen: <http://www.sf-leihbuch.de/>, <http://trivialitas.piranhoe.de/leih/leih-b.htm> und <http://trivialitas.piranhoe.de/>.

3 *Reihenweise*, S. 52.

Vielfalt dieses Literaturprodukts. Der Fokus der Herausgeber liegt nicht allein auf den noch heute prominenten Taschenbuchreihen wie bspw. *Rowohlt's Rotationsromane* oder *Fischer-Bücherei*, sondern insbesondere auf der Vielzahl an Buchreihen, die oftmals nur eine kurze Erscheinungsdauer erlebten, sich nicht nachhaltig im deutschsprachigen Buchmarkt durchzusetzen vermochten, denkt man nur an die buch- und kulturgeschichtlich durchaus interessanten Taschenbuchreihen *Eden-Bücher*, *Panther-* und *Krähen-Bücher* oder *Drei Türme-Bücher*. In einem zweiten Schritt wird ein umfangreiches Bildregister mit allen noch erhaltenen (und bekannten) Umschlägen in ihren unterschiedlichen Versionen erstellt. Das besondere Verdienst ist zweifelsohne die Ambition, die zahlreichen und heute häufig in Vergessenheit geratenen Buchgestalter/innen und Illustrator/innen zu identifizieren. So fokussieren sich die Herausgeber in einem dritten Schritt auf die Erstellung eines Gestalter-Indexes mit biobibliografischen Details zu Grafikern, und Illustratoren dieser Zeit. Die Buch- und Covergestaltung von Taschenbüchern in den Nachkriegsjahren war von zwei Bewegungen geprägt: Einerseits waren Buchgestalter und Illustratoren mit der Covergestaltung beauftragt, die sich bereits einen Namen in den Jahren der Weimarer Republik gemacht hatten und somit künstlerisch an die Vorkriegsjahre anschlossen; andererseits prägten nun junge Buchkünstler die Covergestaltung von Taschenbüchern in der jungen Bundesrepublik. Während Buchgestalter wie Johann Georg Geyer sich durch Adaptionen von amerikanischen Pulp-Magazinen für die künstlerische Kreation von Kriminalreihen und eine eigene Pulp-Ästhetik profilierten, gewannen die Verleger der *Salamander-* und *Drachenbücher* europäische Spitzenkünstler wie bspw. Felix Hoffmann.⁴

In einem vierten Schritt gilt die Aufmerksamkeit der illustrativen Präsentation der Taschenbuchreihen. Während sich das Hauptaugenmerk auf Taschenbuchreihen der Bundesrepublik richtet, widmet sich ein weiterer Untersuchungsabschnitt zudem den frühen Taschenbuchreihen der DDR, die mit Reihen wie *Roman-Zeitung* (1955) und dem Anspruch, herausragende russische und sowjetische Autoren für die breiten Leserschichten bereitzustellen, an den Start gingen.⁵ Für die Covergestaltung gewann der Berliner Zeitungsverlag keinen geringeren als den Leipziger Illustrator Werner Klemke (1917–1994). Die bereits 1949 gegründete Reihe *Roman für alle* des Verlags der Nation widmete sich dagegen

4 *Reihenweise*, S. 33.

5 *Reihenweise*, S. 50.

verstärkt der Aufarbeitung der jüngsten Zeitgeschichte, flankiert von der Vermittlung sozialistischer Ideologie.⁶ Romanzeitschriften der DDR wie *Abenteuer aus aller Welt*, *Kleine Jugendreihe*, *Bunte Bären-Bücher* waren augenscheinlich eine Reaktion auf die Vielzahl an bundesrepublikanischen Taschenbüchern.

Die Herausgeber – so wird es eingangs betont – gehen von der eigentlichen Gründung des Taschenbuchs in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aus, wobei sie die *Rowohlt Rotationsromane* als Ausgangspunkt wählen. Die ersten Rowohlt-Romane erschienen 1946, im Juni 1950 kamen die ersten Rowohlt-Taschenbücher auf den Markt. Merkmal der Rowohlt-Taschenbücher war der Rotationsdruck sowie die Klebeheftung (nach dem Lumbeck-Verfahren) sowie der bedruckte, lackierte Kartonumschlag. Klimmt und Rössner verorten die Entstehung des modernen Taschenbuchs somit erst mit dem Erscheinen der *Rowohlt-Rotationsromane* nach dem Zweiten Weltkrieg und verweisen in einem kurzen (und vielleicht doch zu kurz geratenen) Prolog auf frühere Erscheinungsformen des Taschenbuchs im 18. und 19. Jahrhundert; ein legitimes Vorgehen, doch unter Ausblendung einer literarisch und kulturgeschichtlich wichtigen Schnittstelle – die massenhafte Gründung von Taschenbuchreihen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts für Eisenbahnreisende. Die Distribution des Taschenbuchs hauptsächlich über buchhändlerische Nebenmärkte (u. a. Bahnhofs- und Kiosk-buchhandel, Warenhausbuchhandel) war bereits im 19. Jahrhundert dem regulären Sortimentsbuchhandel und seiner Interessensvertretung „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ ein besonderer Dorn im Auge. Durchblättert und durchstöbert man die beiden Bildbände, so sticht dem Leser sogleich ins Auge, dass das Taschenbuch als Publikationsform auch in den 1950er Jahren schnell in das Fadenkreuz der Sittenwächter geraten war und die speziellen Publikations- und Vertriebsformen für eine Stigmatisierung des Taschenbuchs genügten: als intellektuell wenig anspruchsvolles, schieres Konsumprodukt und preiswert – im eigentlichen Sinne des Wortes „billig“ – in der Herstellung. Kirchliche Verbände und Lehrervereine, die wirkmächtigsten Träger einer neu aufgelegten „Schmutz- und Schundkampagne“ sahen die Verantwortung vor allem bei den Volkshochschulen, um einen medienpädagogisch sinnvollen Umgang mit Taschenbüchern zu vermitteln.⁷ In den „Schmutz- und Schund“-Diskurs der 1950-er/1960-er

⁶ *Reihenweise*, S. 51.

⁷ *Reihenweise*, S. 19.

Jahre gerieten insbesondere Taschenbuchreihen, die ihren inhaltlichen Schwerpunkt auf das Angebot von sog. „leichter“ Lektüre legten – also ein breites Angebot an Unterhaltungsliteratur offerierten –, oder sich auf die Neuauflage von erotischen Klassikern des 18. und 19. Jahrhunderts bzw. moderne Liebesromane konzentrierten. Covergestaltung und diskrete Auszeichnungen der Bände waren Erkennungsmerkmale für den interessierten Leser. Die *Eden-Bücher* kennzeichneten erotische Inhalte bspw. diskret mit einer Schlangenlinie auf dem Buchcover, während sich Abenteuerromane mit einem Blitzzeichen auswiesen. Einen beachtlichen Bedeutungszugewinn erfuhr das Taschenbuch im Grunde erst mit dem Zusammenschluss großer Publikumsverlage zum Deutschen Taschenbuch Verlag in den 1960er Jahren.

Das Medium der Buchreihe/Buchserie im Taschenformat galt bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts als wirkmächtiges Instrument moderner Vermarktungsstrategien im Buchhandel. Die Verleger von Buchreihen warben mit zugkräftigen Schlagwörtern in ihren Reihen- und Serientiteln um ihre Käufe – besondere Popularität genossen Begriffe wie *Ährenlese*, *Album*, *Blüthen* oder *Novellenschatz*. So erschien bspw. im Bibliographischen Institut in Hildburghausen von 1841 bis 1843 die *Familien-Bibliothek der Deutschen Klassiker*, eine Anthologie in 100 Bänden; von 1867 bis 1868 gaben Hermann Kurz und Paul Heyse die *Modernen Romane des Auslandes in guten Uebersetzungen* (ebenfalls in 100 Bänden) heraus, von 1871 bis 1875 den *Novellenschatz des Auslandes* (14 Bände). Bei der Herausgabe von Buch- und Übersetzungsserien hatten die Verlage die Wahl zwischen zwei Modellen der Reihenkonzeption: Bei der geschlossenen Buchreihe waren Umfang und Werkauswahl bereits mit Erscheinungsbeginn festgelegt, bei der offenen Buchreihe wurde während der Erscheinungsdauer über die Titelnzusammenstellung entschieden. Während die geschlossenen Buchserien meist als Abonnement über den Kolportage- und Reisebuchhandel bezogen werden mussten, war ein wichtiges Merkmal der offenen Buchserie der Einzelverkauf der Bände. Ein evident wichtiger Katalysator für die starke Marktpräsenz von offenen Buchreihen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Ausbreitung des Bahnhofs- und Kioskbuchhandels. Die Eisenbahnreisenden erwarben auf dem Weg zum Zug am Bahnhofskiosk noch schnell ihre Reiselektüre, und der Einzelverkauf war fortan Voraussetzung für den Verkaufserfolg dieses innovativen Literaturformats. Zu den wirkungsmächtigen Medien für die Verbreitung von internationaler Literatur gehörten im 19.

Jahrhundert die Übersetzungsserien und Anthologien.⁸ Vor allem in Deutschland zählten diese beiden Publikationsformen zu den bedeutendsten Vermittlungsinstanzen für ausländische Literaturen. Kein anderes Medium dieses Jahrhunderts stellte ausländische Autorinnen und Autoren in deutscher Übersetzung in diesem Umfang vor wie Buchreihen. Bereits im 19. Jahrhundert waren die Buchreihen wichtige repräsentative Indikatoren für den Zustand und Wandel des literarischen Geschmacks auch in breiten Leserschichten. Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ergriffen vor allem die buchhändlerischen Nebenmärkte, allen voran der Bahnhofsbuchhandel, stellvertretend sei nur der Kölner Bahnhofsbuchhändler Gerhard Ludwig (1909–1994) genannt, der mit britischer Lizenz die erste Bahnhofsbuchhandlung der Nachkriegszeit gegründet hatte, die Gelegenheit, die Taschenbuchreihen zu vermarkten.

So apodiktisch wie in der Forschung gelegentlich formuliert, können die frühen Taschenbücher nicht in den Bereich der wenig anspruchsvollen und als Vorläufer des Taschenbuchs gering zu schätzende Unterhaltungsliteratur verwiesen werden, denkt man an die vielen Buchreihen mit ihrem reichhaltigen Angebot an internationaler zeitgenössischer Literatur, die um die Jahrhundertwende den Buchmarkt bevölkerten. Für die Jahre der Weimarer Republik dominieren sicherlich die grell gelbfarbigen *Ullstein-Taschenbücher* für eine Mark das Bild des wenig anspruchsvollen Taschenbuchs (auch hier primär dem Vertriebssystem des Straßen- und Kioskhandels geschuldet, weniger der inhaltlichen Zusammenstellung), doch die im europäischen Ausland der 1930-er Jahre gegründeten Reihen *Albatross Modern Continental Library* (mit Autoren wie Aldous Huxley, James Joyce oder Thornton Wilder) und *Penguin Books* (gegründet 1935 vom britischen Verleger Allen Lane) zählen zweifelsohne zum modernen Taschenbuch im heutigen Verständnis.

Während seit der Mitte der 1950er Jahre sich im regulären Sortimentsbuchhandel nach und nach die Vorstellung durchsetzte, dass das Taschenbuch für den Buchhandel hauptsächlich einen Gewinn, weniger ein Konkurrenzmedium darstellt, konnten sich die Intellektuellen der Nachkriegszeit mit dem Taschenbuchformat zunächst nur schwer arrangieren. Allein der Umstand, dass das Taschen-

8 Vgl. Norbert Bachleitner (Hg.): *Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Amsterdam: Rodopi 1993; Bernd Weitemeyer: *Deutschsprachige Übersetzungsreihen 1820–1910*. In Armin Frank/Horst Turk (Hgg.): *Die literarische Übersetzung in Deutschland. Studien zu ihrer Kulturgeschichte in der Neuzeit*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2004, S. 329–344; Karl-Heinz Fallbacher: *Taschenbücher im 19. Jahrhundert* (*Marbacher Magazin*. Bd. 62). Marbach am Neckar 1992.

buch von den Verlagen zugleich als Werbemedium genutzt wurde – als verstörend erlebten die Kritiker bspw. die geschickt und als eine Art Cliffhanger platzierte Werbung für Lebens- und Unfallversicherungen in der Reihe *Rowohlt Thriller* – schien ihnen für die Minderwertigkeit des Produkts zu sprechen. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28. Februar 1953 schrieb Jürgen Eich über *Das Buch aus der Fabrik*: „Hier in den Pocket-Books wird ein Musterbeispiel erfolgreicher Mengenkonzunkturpolitik vorexerziert, wie man es wohl so rasch nicht ein zweites Mal in der Wirtschaftsgeschichte finden wird“.⁹ Taschenbuchverlage wie Heyne bezogen mit ihren Reihen von Anbeginn an die buchhändlerischen Nebenmärkte mit in ihr Vertriebskonzept ein (nach amerikanischem Vorbild belieferte Heyne Bahnhofs- und Kioskbuchhandlungen, Warenhausbuchhandel, Schreib- und Papierwarenhandlungen). Somit stand das Taschenbuch – wie bereits der Leihbuchroman – allein wegen seiner industriellen Produktion und massenhaften Verbreitung im Fokus der volksbildnerisch ambitionierten Sittlichkeitskämpfer, die 1954 mit der Gründung der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften eine Instanz schufen, die insbesondere als „unzüchtig“ eingestufte Lesestoffe dem Zugriff von jugendlichen Lesern zu entziehen suchten, indem sie bspw. dem Produkt eine rote Bauchbinde oder Aufdrucke mit dem Hinweis auf den Jugendschutz verordneten.

An diesem Befremden änderte zunächst auch nicht das Erscheinen der Reihe *rowohlt's deutsche enzyklopädie*, ein wichtiger Meilenstein für den Aufstieg der Geisteswissenschaften in der Nachkriegszeit, wie es der Verlag Ernst Rowohlt 1954 mit der Gründung der Reihe vorgemacht hat. Erst mit der Gründung der Buchreihen *edition suhrkamp* (1963) und *suhrkamp taschenbuch wissenschaft* (1973) auf der einen Seite sowie der Gründung der überregionalen Buchhandelskette Montanus aktuell im Jahr 1969 auf der anderen Seite, hatte sich das Taschenbuch als fester Bestandteil des Buchangebots endgültig etabliert. Montanus zielte mit seinem politisch aktuellen Themenangebot insbesondere auf jüngere Käuferschichten, die in den Filialen ein Informationszentrum sahen; hier wurde rege über linke Politik und die hier vorrätigen Schriften u. a. von Marx und Engels oder die kleine rote Mao-Bibel diskutiert, in den Ladengeschäften durfte sogar geraucht werden. Montanus praktizierte mit Erfolg ein modernes Verkaufskonzept mit Selbstbedienung bei ungezwungener Atmosphäre. Das Sortiment

9 Hier zit. n. Ernst Umlauff: *Der Wiederaufbau des Buchhandels. Beiträge zur Geschichte des Büchermarktes in Westdeutschland nach 1945*. Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung 1978, Sp. 751.

war in seinen Gründungsjahren geprägt von Comics und wissenschaftlichen, insbesondere soziologischen und politischen Taschenbüchern.¹⁰

Die Erforschung des Taschenbuchs erfuhr in den letzten Jahren im anglo-amerikanischen und deutschsprachigen Raum deutlich mehr Beachtung.¹¹ Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Format spiegelt sich in diversen Qualifikationsschriften, Sammelbänden oder Verlagsbibliografien. Daniela Völker bietet bspw. in ihrer Untersuchung *Das Buch für die Massen. Taschenbücher und ihre Verlage* (2014) eine faktenreiche informative Chronik von Taschenbuchreihen seit Gründung der Rowohlt Rotationsromane. Die Dissertation von David Oels wiederum widmet sich in *Rowohlts Rotationsroutine. Markterfolge und Modernisierung eines Buchverlags vom Ende der Weimarer Republik bis in die fünfziger Jahre* (2013) einer kritischen Analyse von Rowohlts Wirken während des Nationalsozialismus und nach Kriegsende. Elisabeth Kampmann untersucht die Kanonisierungspraxis des Deutschen Taschenbuch Verlags (2011).¹² Aber auch Patrick Rössler hatte bereits Vorarbeiten geleistet und eine wichtige Grundlage für die Entstehung der jetzt erschienenen illustrierten Taschenbuchgeschichte geschaffen.¹³ Mit Spannung zu erwarten sind die in der zweiten Jahreshälfte erscheinenden Werke *Ein kleines rotes Buch. Die „Mao-Bibel“ und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre* von Anke Jaspers, Claudia Michalski und Paul Morten¹⁴ und *rowohlt deutsche enzyklopädie. Wissenschaft im Taschenbuch 1955–68* von Jörg Döring, Sonja Lewandowski und David Oels.¹⁵ Die Taschenbuchforschung scheint jedenfalls derzeit – flankiert von

10 Vgl. Benno F. Schnitzler: *Die Montanus-Chronik – von Montanus Aktuell zu Thalia (1969–2002)*. Norderstedt: Book on Demand 2010.

11 Vgl. Paula Rabinowitz: *American Pulp. How Paperbacks Brought Modernism to Main Street*. Princeton: University of Princeton Press 2014 (Paperback 2016) und Lise Jaillant: *Cheap Modernism. Expanding Markets, Publishers' Series and the Avant-Garde*. Edinburgh: Edinburgh Critical Studies in Modernist Culture 2017.

12 Daniela Völker: *Das Buch für die Massen. Taschenbücher und ihre Verlage*. Marburg: Tectum Verlag 2014; David Oels: *Rowohlts Rotationsroutine. Markterfolge und Modernisierung eines Buchverlags vom Ende der Weimarer Republik bis in die fünfziger Jahre*. Essen: Klartext 2013; Elisabeth Kampmann: *Kanon und Verlag. Zur Kanonisierungspraxis des Deutschen Taschenbuch Verlag*. Berlin: de Gruyter 2011.

13 U. a. *Aus der Tasche in die Hand. Rezeption und Konzeption literarischer Massenpresse: Taschenbücher in Deutschland 1946–1963*. Karlsruhe: Literarische Gesellschaft Scheffelbund 1997.

14 Anke Jaspers/Claudia Michalski/Paul Morten (Hgg.): *Ein kleines rotes Buch. Die „Mao-Bibel“ und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre*. Berlin: Matthes & Seitz 2017 (erscheint im September 2017).

15 Jörg Döring/Sonja Lewandowski/David Oels (Hgg.): *rowohlt deutsche enzyklopädie. Wissenschaft und Taschenbuch 1955–68*. In: *Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen* 12, Heft 1 +2, 2017 (erscheint Herbst 2017).

der intensiven Auseinandersetzung mit den Ereignissen und Folgen der 1968er-Bewegung – eine Konjunktur zu erleben.

Gilt es bei den voluminösen Bänden *Reihenweise* das besondere Engagement der Bibliophilen und Sammler an sich zu würdigen, so muss der Sammler und Verleger Mirko Schädel, der an *Reihenweise* als Buchgestalter beteiligt ist, besonders hervorgehoben werden. Mirko Schädel, ein exzellenter Kenner der deutschsprachigen Kriminalliteratur, gründete 1990 zusammen mit Axel Stiehler die Achilla Presse, deren alleiniger Geschäftsführer er seit 2000 ist. Am Verlagssitz in Stollhamm auf der Halbinsel Butjadingen eröffnete Schädel 1997 außerdem Deutschlands erstes Krimi-Museum mit einer Sammlung von 5000 Büchern deutschsprachiger Kriminalliteratur. Bereits 2006 erschien in seinem Verlag und von ihm selbst herausgegeben die *Illustrierte Bibliografie der Kriminalliteratur im deutschen Sprachraum von 1796 bis 1945*.¹⁶

Ein Anspruch auf eine wissenschaftlich ambitionierte Studie über das Taschenbuch der Nachkriegszeit besteht seitens der Herausgeber und Autoren freilich nicht. Gleichwohl wird fortan kaum eine wissenschaftliche Untersuchung zum Taschenbuch an diesem buchkünstlerisch so augenfällig gestalteten Werk vorbeikommen. Wegen der umfangreichen biobibliografischen Datenfülle und der Register wird dieses Werk ohnehin zu einem unverzichtbaren Nachschlage- und Referenzwerk avancieren. Allein das Durchblättern dieses voluminösen Werks ist ein buchästhetischer Genuss, eine eindrücklich-illustrative Einführung in die Kulturgeschichte des ersten Jahrzehnts nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Christine Haug (München)

Friedrich Forssman: *Wie ich Bücher gestalte*. Göttingen: Wallstein Verlag 2015. 80 Seiten, 36 Abbildungen, engl. brosch. ISBN: 978-3-8353-1591-4, 15,40 EUR [A], 14,90 EUR [D]

Während seine einstigen Mitschüler mit 16 Jahren noch von einer Fußballprofi-Karriere und ähnlichem träumten, hatte Friedrich Forssman bereits eine klare Vorstellung von seinem Berufsziel: Er wollte Buchgestalter werden. So brach er das Gymnasium ab, begann eine Lehre als Schriftsetzer, beendete diese frühzeitig und studierte später an der Fachhochschule Grafikdesign und Buch-

16 2 Bände. Achilla Presse, Stollhamm-Butjadingen 2006, 600 Seiten, 175,00 EUR

gestaltung. Heute zählt Forssman zu den führenden Buchgestaltern Deutschlands und hat für Suhrkamp, Reclam, Weidle und andere renommierte Verlage gearbeitet. 2016 wurde dem Typografen der Antiquaria-Preis für Buchkultur zugesprochen. In der Jurybegründung heißt es dazu: „Alle [...] Arbeiten zeigen die akribische Liebe zum Detail, die sich unbeirrbar darauf konzentriert, modernen wie historischen Texten ihre schlüssige typographische Physiognomie zu geben.“ In der von Klaus Detjen herausgegebenen Reihe „Ästhetik des Buches“ ist Forssmans sehr persönlicher Werkstattbericht „Wie ich Bücher gestalte“ erschienen. In dem vier Kapitel umfassenden Büchlein erzählt er aus der Praxis seines buchgestalterischen Alltags.

Im ersten Kapitel, „Das Allgemeine“, beschäftigt sich der Autor mit Buchtypen, den Erwartungen des Lesers und beschreibt wesentliche Punkte der Buch- und Designgeschichte. Weiters begründet er seine Ablehnung von Designtheorien als Gegensatz zu den handwerklichen Fähigkeiten eines Buchgestalters und konstatiert: „Gestaltung ist nicht Kunst, nicht Wissenschaft, sondern Handwerk.“

Im Kapitel „Das Besondere“ erfreut sich Forssman an den heute für jedermann zugänglich sowie erschwinglich gewordenen Produktionsmitteln für Typografie. Dies führt ihn zur Laiengestaltung und deren Problemfelder. Gestaltung sei eine Reaktion auf den Inhalt und immer auch Interpretation, wenngleich sich diese innerhalb enger Rahmen bewege. Sich selbst heißt es bei der Gestaltung „aus dem Spiel zu lassen“, Experimente um ihrer selbst willen auf diesem Sektor seien seine Sache nicht, schreibt der Autor und gibt freimütig zu: „Zur Tarnung von Inhaltsleere habe ich es [Anm.: das Experiment] freilich schon ein-, zweimal einsetzen müssen.“

Im Kapitel „Das Innere“ betont Forssman die Wichtigkeit der Reihenfolge. Denn Gestaltung muss von Innen nach Außen gehen. „Wenn ich ein Gefühl für das Ganze entwickelt habe und die Richtung feststeht, beginne ich mit den Innenseiten. Die sind das Wesentliche, sie enthalten die Substanz, auf sie blickt der Leser tage- oder wochenlang. [...] Buchumschläge monatelang vor der Gesamtgestaltung zu entwerfen ist zwar oft notwendig, mir aber unbehaglich“, so der Autor. Hier wird die privilegierte Stellung eines Buchkünstlers seines Ranges deutlich, welche ihm Gestaltungen der besonderen Art ermöglicht. Auch spricht Forssman an anderer Stelle von der „recht heile[n] Welt der Buchbranche“ – das von ihm beschriebene Arbeitsprozedere ist jedoch für die meisten Beschäftigten in der Verlagswelt bloßer Wunschtraum. Denn das Gros der Buch- und Cover-

gestaltungen der bzw. für die Verlage entsteht auf gänzlich andere Art. Von der Einbandgestaltung nicht zu reden – denn diese ist ohnehin ein im Aussterben befindliches Pflänzchen und gedeiht leider nur noch in wenigen Verlagen.

Forssman erläutert Details zur Schriftwahl, einige Schriftformen, bespricht die Lesbarkeit anhand einander gegenübergestellter Beispiele und macht mittels mehrerer Exempel die Unterschiede deutlich. Und stellt fest, dass die auf vielen Rechnern vorinstallierte (und somit meistbenutzte) „Times New Roman“ keineswegs die lesbarste oder pragmatischste aller Schriften sei, sondern eigentlich eher als schwierig zu bezeichnen ist, da sie zum „Flimmern und zu einem löchrigen Satzbild“ neige. Auf die im Buch gestellte Frage „Warum Antiqua?“ antwortet der Verfasser denkbar simpel, „weil es immer schon so war“, denn die Beweislast liege immer am Veränderer, heißt es weiter. Ein Ansatz dem wohl nicht alle Grafiker und Buchgestalter zustimmen werden. Neben Fragen zu Schriftgröße, Laufweite, Stegproportionen oder Detailtypographie werden Hervorhebungen, Schriftmischungen, Flatter- versus Blocksatz bis hin zu den wohlbekannten „Hurenkindern“ behandelt. Im vorliegenden Bändchen verwendet Forssman übrigens Flattersatz. Ein ungewöhnliches Unterfangen für eine Buchproduktion, da ansonsten fast nur Blocksatz bei derartigen Gestaltungen zum Einsatz kommt. Klassisch aufgebaut ist wiederum der wohlproportionierte Satzspiegel samt Marginalien. Und das obwohl er schreibt: „Es gibt viele Satzspiegelkonstruktionen; ich habe nie eine davon angewandt, fand ihr Studium aber lehrreich.“ Dies kann wohl als Beweis für den geschulten Blick des erfahrenen Gestalters für Maßverhältnisse gelten.

Im Schlusskapitel „Das Äußere“ erläutert Forssman verschiedene Bindearten wie Festeinband, Klappenbroschur, Broschur und Integralband und erklärt, warum er den runden Buchrücken sowie die Fadenheftung bevorzugt: „Mit dem gedruckten Buch ist also das überaus wertvolle Versprechen der Dauer verbunden.“ Ein Versprechen, das laut Autor nur dann eingehalten werden kann, wenn der Titel in der Herstellung sorgfältig verarbeitet – und fadengeheftet wurde. Das sogenannte Kapitalbändchen (nicht zu verwechseln mit dem Lesebändchen), welches an der Ober- und Unterkante des Buchrückens angeklebt ist, versucht den potentiellen Käufer oft von der hochwertigen Herstellung eines Buches zu überzeugen. Schiebt man das meist farbige Bändchen ein wenig zur Seite kommt immer wieder Unschönes zutage: die in der Erzeugung nur marginal günstigere Klebebindung. Die Mehrkosten für die stabilere Fadenheftung belaufen sich laut Autor bei einem 320 Seiten starken Buch bei 40 Cent pro Stück.

Forssmann zeichnet den Weg eines Textes zum Buch mit Beispielen aus seiner Arbeitspraxis nach und beschreibt detailliert wie er den Entwurf aus dem Text ableitet und umsetzt. Auf diese Weise entstehen spannende Einblicke in die gestalterische Arbeit und gleichzeitig wird wie nebenbei die Bedeutung eines schönen Buches deutlich gemacht.

Carola Leitner (Wien)

Zensoren, Verleger, Leser. *Die buchgeschichtlichen Studien von Ivona Kollárová*
Ivona Kollárová: *Slobodný vydavateľ, mysliaci čitateľ: Typografické médium v jozefínskej dobe. [Freier Verleger, denkender Leser. Das typographische Medium zur Zeit des Josephinismus]*. Budmerice: Vydavateľstvo Rak, 2013, 296 s. ISBN 978-80-85501-57-5.

Ivona Kollárovás Buch mit dem Titel *Freier Verleger, denkender Leser* wurde von manchen Rezensenten als dritter Teil einer Trilogie oder als eine Art Schlussstein der bisherigen Studien der Autorin bezeichnet. In ihrem Vorwort schlägt auch die Autorin selbst einen Bogen von ihrer Dissertation zur Zensur unter Maria Theresias (*Cenzúra v tereziánskej epoche*, Bratislava 1999) und ihrer Habilitation über Verleger im 18. Jahrhundert (*Vydavateľia v 18. storočí*, Bratislava 2006) zu ihrem bisher letzten Buch, das neben Zensur und Verlagsbuchhändlern die Leser verstärkt in den Blick nimmt. Kollárová sieht das auch als eine methodologische Entwicklung – vom Blick auf obrigkeitliche Regulierung literarischer Kommunikation einerseits und ihrer Rezeption und Realisierung durch die Akteure andererseits zur Schlüsselfigur des Verlegers und Herausgebers, die sie 2006 anhand von Matthias Bel(ius) (1684–1749) und Johann Michael Landerer (1726–1795) in einer verstärkt kulturgeschichtlichen Perspektive untersuchte. Als dritter wichtiger Aspekt literarischer Kommunikation oder, wie Kollárová es formuliert, der typographischen Kultur folgte 2013 der Fokus auf die Rezipienten – zweifellos das methodologisch schwierigste, aber auch spannendste Thema aus dem Bereich der Buchgeschichte mit Rückgriffen unter anderem auf die kognitionspsychologische Erkenntnisse.

Als wichtigste Bezugspunkte in der Forschungsgeschichte nennt die Autorin die Monografien des slowakischen Buchhistorikers Jan Mišianik, Oskar Sashegyis wichtige Forschungen zu *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II.*, Géza Ballagis Arbeiten zur politischen Literatur in Ungarn bis 1825 und Lesli Bodis und Ernst

Wangermanns Forschungen zum josephinischen Broschürenwesen. Gegenwärtig gehört Ivona Kollárová – etwa mit Eva Kowalská, Josef Tanczer und anderen Vertretern der mittleren Generation – zu jenen slowakischen Kulturhistorikern, die sich im Bereich der Buch-, Bildungs- und Literaturgeschichte auch international einen Namen gemacht haben. In ihrem Hauptberuf ist Kollárová Leiterin der buchgeschichtlich hoch interessanten Pressburger Lycealbibliothek und lehrt an der Philosophischen Fakultät in Bratislava Buchgeschichte am Lehrstuhl für Bibliotheks- und Informationswissenschaften; dort betreut sie auch einschlägige Dissertationen. Die bisher abgeschlossenen Arbeiten scheinen die Zukunft buchgeschichtlicher Forschung in der Slowakei zu sichern; gleiches gilt für die Zeitschrift *Studia Bibliographica Poseniensa*, die sowohl gedruckt erscheint als auch kostenlos online verfügbar ist.

Wie schon bei den vorhergehenden Büchern ist das Thema von Kollárovás bisher letzter Monographie örtlich klar abgegrenzt: es geht um die literarische Kommunikation im 18. Jahrhundert im nördlichen Teil des Königreichs Ungarn, dessen Hauptstadt Pressburg bis 1783 war, wobei das gesamte Königreich und auch die Haupt- und Residenzstadt Wien immer wieder ins Blickfeld rücken. Zeitlich beschränkt sich die Studie auf das Jahrzehnt 1780 bis 1790. Neben Joseph II. und den Zensoren vor Ort konzentriert sie sich inhaltlich auf die verschiedenen Instanzen der literarische Kommunikation und die unterschiedlichen Netzwerke, nicht immer zielführenden Strategien und die oft an einander vorbeilaufenden Interessen von Autoren, Verlagsbuchhändlern, Druckern, Lesern. Bei letzteren fällt der Blick – historisch durchaus gerechtfertigt – vor allem auf „niederer“ Sphären und die „neuen“ Leser, vorzüglich die Protestanten. *Cum grano salis* könnte man sagen, dass, abgesehen von Joseph II. im ganzen Buch kein blaues Blut vorkommt, sieht man einmal von einigen Beamten aus dem Klein- bzw. Bagatelladel ab. Die Autorin begründet diese Orientierung mit dem Forschungsstand, der große Unterschiede aufweise zwischen den relativ gut erforschten Literaturproduzenten und -distribuenten und den (einfachen) Rezipienten bzw. Lesern, die für die Forschung „gar nicht zu existieren scheinen“ – die Beschwerde ist gerechtfertigt, hat aber auch mit der Quellenlage zu tun. Neben dem Bemühen um Interdisziplinarität hoben die Rezensionen zu Recht Kollárovás Kenntnis verschiedenster Quellensorten hervor – nicht nur amtliche Dokumente aus slowakischen, ungarischen und österreichischen Archiven fließen in die Analyse ein, sondern auch der Briefwechsel von Buchhändlern, Verlegern

und Autoren sowie auch Buchhändlerkataloge und -inserate in Zeitungen, also auf Ungarisch, Slowakisch, Latein und Deutsch verfasste Quellen.

Das Buch ist in sieben etwa gleich lange Kapitel unterteilt, die an einander anknüpfen und so etwas wie Fallbeispiele zu Instanzen literarischer Kommunikation darstellen. Im Kapitel „Der aufgeklärte Kaiser“ geht es um die Liberalisierung des Buchdrucks. Im Vordergrund steht hier nicht die wirtschaftliche Liberalisierung, sondern Josephs *Grund-Regeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Bücher-Zensur* (die in slowakischer Übersetzung abgedruckt werden) und die – Kollárová zufolge strengere – Instruktion für die Landesstelle (*Instructio juxta quam posoniense librorum revisoratus officium deinceps munus suum obire debet*). Wie anderswo auch kommunizierte die zuständigen Wiener Hofkanzlei mit einem Zensur- und Studienreferenten der Landesregierung in Pressburg (und ab 1784 in Buda). Eine ungarische Eigenart scheint aber, dass sich das diesem untergeordnete Bücherrevisionsamt – ein Organ, das in den Landeshauptstädten die Bücheraufsicht praktisch umsetzte – die Arbeit mit relativ vielen regionalen Stellen im ganzen Königreich teilte – der kroatischen Akademie, den Akademien in Kaschau und Tyrnau, der Universität in Buda, den Studiendirektoren und an unterster Stelle mit lokalen Zensoren – Stellen, die, wie Kollárová anhand der Quellen feststellt, die Intentionen des Kaisers nicht selten eher konterkarierten als umsetzten.

Das Kapitel „Die unkontrollierbaren Autoren“ handelt von der Drucksorte Broschüre und ihren Schreibern – Protagonisten sind hier neben dem in Pressburg tätigen Johann Friedel – einem klassischen Broschürenschaiber und Kämpfer für die josephinischen Reformen – Autoren wie Jozef Bencúr, Juraj Fándly und Jozef Ignác Bajza, die zumindest teilweise auf Slowakisch publizieren und auch die „richtige“ Kodifikation des Slowakischen zum Thema ihrer Polemiken machen. Bei ihrer Analyse der Broschürenflut in (Ober-)Ungarn legt Ivona Kollárová etwa im Vergleich zu Ernst Wangermann geringeres Augenmerk auf Inhalt, (kultur-)politische Ziele und die Gründe für die Anstößigkeit der Broschüren; manchmal würde der – wenigstens nicht slowakische – Leser etwas mehr kontextualisierende Informationen begrüßen. Kollárovás Analyse verschiedener Broschürenwellen mit Nachdrucken, Übersetzungen, Entgegnungen lässt hingegen den Wunsch nach einer sprachenübergreifenden Untersuchung dieses Phänomens für die gesamte Monarchie aufkommen – Thema und Methode wären für ein internationales Projekt wie geschaffen.

Das mit Wieland „Der dankbare Protestant“ betitelte dritte Kapitel thematisiert ein spannendes Thema, nämlich das Verlegen von Büchern an der Leserschaft vorbei, das wohl nicht nur für die kleinen Sprachen der Monarchie bezeichnend ist. Damit ist schon der Schluss angedeutet, zu dem Kollárová in minutiösen Quelleninterpretationen gelangt: die slavophilen Eliten des ungarischen Königreichs versorgten ihre Mitbürger nicht etwa mit Broschüren, sondern mit meist älteren evangelischen Bestsellern, die zum Teil sehr umfangreich, mit Kupferstichen ausgestattet und dementsprechend teuer waren. So erschienen in den 1780er Jahren zum Beispiel die den barocken Seitensatz kopierende slowakische Übersetzung von Amadei Creuzbergs [d.i. Christoph Christian Sturm] *Gottseeligen Betrachtungen auf alle Tage des Jahres* (zuerst Nürnberg 1719, 1184 Seiten), die Erbauungsschriften Johann Arndts (1555–1621) oder auch die mehrfach neu aufgelegte Sammlung von 412 tschechischen Kirchenliedern, die der Exulant Jiří Třanovský in seiner Cithara sanctorum (zuerst 1636, bis heute über 200 Ausgaben) gesammelt hatte. Der Absatz dieser ambitionierten Buchprojekte scheiterte oft und aus verschiedensten Gründen – an der mangelnden Finanzkraft der Klientel, an Bildungsbarrieren, manchmal aber auch an der Gewohnheit der Leser, bestimmte Textsorten auf Deutsch zu lesen. Was die „dankbaren Protestanten“ kaum bekamen, waren unterhaltsame und erschwingliche Broschüren. Die Verleger und Herausgeber ignorierten die Tatsache, die Eva Kowalská in ihrer Rezension konstatiert hat: der Buchmarkt folgte in den 1780er Jahren schon neuen und eigenen Prinzipien. Zugespitzt formuliert produzierten die konservativen Herausgeber-Verleger an den Bedürfnissen ihrer ebenfalls, aber auf andere Art konservativen slowakischsprachigen und protestantischen Klientel vorbei.

Das Kapitel „Mehr Druckereien als Autoren“ – widmet sich der von Joseph II. angestrebten Zusammenarbeit zwischen Verlegern und Zensur (Stichwort Beschleunigung der Zensur durch Einsenden der Verlagspläne), aber auch den Konsequenzen der neuen Ordnung für die Buchproduktion im Allgemeinen. So verkaufte sich zwar Unterhaltung besser als die erwähnten theologischen Wälzer, die kleineren Bestseller auf dem Gebiet der religiösen Literatur zählten aber weiterhin zu den Stützen des Buchgewerbes. Dagegen jedoch stand der „Kampf gegen die Gebetsbücher“ Mitte der 1780er Jahre, der offensichtlich ein gesamt-habsburgisches Phänomen war. Eine Rezensurierung barocker Gebetbücher gab es um 1785 zumindest auch in Böhmen; auch derlei würde sich überregionale Aufmerksamkeit verdienen. Zu der von Joseph II. angestrebten Kommunikation

zwischen Bücheraufsicht und Verlegern kam es laut Kollárová bei alldem nur selten, weil die Produzenten so besser Abgaben und Zensur ausweichen konnten.

Im Kapitel „Das Lesepublikum“ kommt Kollárová zum Kernthema und zugleich zum heikelsten Gegenstand ihrer Untersuchungen. Kollárovás Bemühungen um eine allgemeine Verständlichkeit ihrer Analysen stoßen hier auf die großen methodologische Probleme der Leserforschung. So modelliert sie den Wandel der Lesekultur als Übergang vom Bild zum Text, vom extensiven zum intensiven, vom lauten zum leisen und vom kollektiven zum privaten Lesen. Hier wünschte man sich gerade von einer so quellenorientierte Untersuchung, sie möge diese klassischen Interpretationslinien etwas tiefgehender problematisieren und anhand des Materials korrigieren. Das gelingt nur teilweise, unter anderem aus Quellenmangel. Die Rede ist doch zumeist nur vom erschlossenen Leser, also einem *Leser als einer Rekonstruktion am Fluchtpunkt von intendiertem und implizierten Leser und dem (Miss-)Erfolg der Buchproduktion, wobei einander zumeist die aufklärerische Intention der Autoren und der Konservativismus der *Leser gegenüber stehen. Wenn Autoren wie Juraj Fándly säkular bilden wollen, das Publikum am Land jedoch vermutlich mehrheitlich gewöhnt ist, hauptsächlich religiöse Literatur und eher auf Deutsch zu lesen; wenn die Städter zwar die nötige Kaufkraft besitzen, aber zunehmend unterhalten werden wollen und deswegen Romane kaufen und die neuen Lesekabinetten aufsuchen; wenn dem Adel seine – überwiegend nicht volkssprachlichen – Bücher nicht nur zur Lektüre, sondern auch zur Repräsentation dienen – dann gehen also die Absichten der Verleger und Herausgeber vorbei an diesen verschiedenen Schichten von „Publikum“ am Übergang zwischen einer stratifizierten zur funktional differenzierten Gesellschaft. Wenn „das slowakische Volk wenig liest“, wie es in einer Kapitelüberschrift heißt, so bedeutet das, dass zunächst wenig auf Slowakisch gelesen wird. Doch was die (auch slowakischsprachigen) Bewohner des Königreichs tatsächlich lesen und wie, das entzieht sich hartnäckig dem Blick der Forschung. Zurecht hat Claire Madl mit Michel de Certeau auf die Unmöglichkeit einer solchen Rekonstruktion der realen Leserschaft hingewiesen; die Forschung müsse damit rechnen, dass Lesen von außen betrachtet ein willkürliches Umgehen mit bzw. ein Wildern in Texten sei; dem sei ohne entsprechende direkte Quellen – wie Carlo Ginzburg sie für seinen Müller Menocchio fand – nicht beizukommen.

Aus ganz ähnlichen Gründen ist der Blick „In des Zensors Kopf“ (Kap. 6) unter Berufung auf die Kognitionspsychologie problematisch, weil man, wenn als

Historiker arbeitet, eben nicht in den Kopf sieht und nicht „die Gedanken an sich“ vorliegen, sondern bloß textuelle Quellen. Nichtsdestotrotz ist Kollárová genaue Analyse der Zensur und vor allem der Unterschiede zwischen dem liberaleren Zentren (Wien, Pressburg bzw. Buda) und der konservativeren Peripherie äußerst aufschlussreich. Konkret zeigt sie das anhand des Neusohler (Banská Bystrica) Gymnasialdirektors und Exjesuiten Matej Platy, der als Zensor das Toleranzpatent nicht exekutiert etc. So erklärt sich das teilweise Scheitern der zentralen Anordnungen am Beharren der Individuen vor Ort – ähnlich übrigens, wie unter Franz II./I. umgekehrt die Josephiner noch lange nachwirkten und Sand in das Getriebe der Restauration streuten.

Dem Thema Autozensur widmet sich Kollárová in dem Kapitel „Wenn ich gewusst hätte, was geschehen wird“. In aufschlussreichen Beispiele beleuchtet sie verschiedene Aspekte dieses Phänomens: einerseits die Zensur durch befreundete „erste Leser“ (im Fall des evangelischen Geistlichen Michal Institoris-Mošovský), aber auch die (Auto-)Zensur gefährdeter gesellschaftlicher oder konfessioneller Minoritäten (wie die Nichtkatholiken nach dem Toleranzpatent); die Affäre rund um Jozef Ignác Bajzas Roman René (den Kollárová in der Nähe von Voltaires Zadig sieht), auf die hin Bajza als Belletrist verstummte. Und schließlich Johann Friedels leichte literarische Kost: hier geht es vor allem darum, wie der Autor seine Texte (Galanterien Wiens, Briefe über die Galanterien in ... und Vertraute Briefe ...) im Laufe verschiedener Neuauflagen mit Rücksicht auf die sich verändernden Zeitumstände anpasst und in seine eigenen Texte korrigierend eingreift – durch Umformulieren, durch Auslassen vor allem politischer und erotischer Passagen und, viel seltener, indem er etwas hinzufügt.

Angesichts der vielen aus den Quellen zu Tage geförderten Details ist Kollárová explizite Distanz gegenüber Hypothesen und Verallgemeinerungen vielleicht nicht immer von Vorteil; eine eingangs angedeutete und hie und da in Erinnerung gerufene Argumentationslinie wäre der Lektüre manchmal zuträglich. Trotzdem liest sich der Text gut; oft scheint die Erfahrung der Autorin als Universitätslehrerin durchzuschimmern in der Stimme der Ich-Erzählerin, die sich sehr deutlich zur Leserin bzw. dem Leser hinwendet. Ähnlich gilt das für den sehr schlank gehaltenen historischen Rahmen, in den diese Analysen eingepasst werden. Die Historikerin Eva Kowalská hat das Buch in ihrer Rezension eine der bedeutenden slowakischen Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichte genannt. Es könnte sicher auch im internationalen Vergleich bestehen.

Für ein nicht slowakisches Publikum allerdings, und möge es sich auch um denkende Leser handeln, täten freilich etwas mehr historischer Kontext und allgemeinere Perspektiven Not. Im Hinblick auf verschiedene Leserschaften ist das selbstverständlich und tut der Qualität des Buches keinen Abbruch. Es wäre jedenfalls denkbar und wünschenswert, wenn Ivona Kollárová eine Essenz ihrer „Trilogie“ zur oberungarischen bzw. slowakischen Buchgeschichte auf Deutsch oder Englisch Publikum herausgäbe. Einen solcher Band fände sicher dankbare Leser.

Michael Wögerbauer, (Prag)

Murray G. Hall feiert den 70er

Prof. Murray G. Hall, seit 2006 Vorsitzender der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich, feierte am 25. Mai 2017 seinen 70. Geburtstag. Als Herausgeber der *Mitteilungen* und der Reihe *Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich* ist Murray G. Hall ebenso unermüdet tätig wie als Verfasser von Aufsätzen und Monographien, darunter Standardwerke wie die zwei-bändige *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938* (Wien: Böhlau 1985), *Der Paul-Zsolnay-Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil* (Tübingen: Niemeyer 1994) und (gem. mit Christina Köstner) „... allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern ...“. *Eine österreichische Institution in der NS-Zeit*. Böhlau: Wien-Köln-Weimar 2006. Wir gratulieren!

**Tagung „Zukunft des Lesens“
(20. bis 22. September)**

Die Jahrestagung der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft zum Thema „Zukunft des Lesens“ findet von 20.–22. September im Münchner Literaturhaus statt. Zum Thema referieren und diskutieren Bildungsforscher und prominente Persönlichkeiten aus der Verlagsbranche. Die Teilnahme ist kostenlos. (Programm vgl: <http://www.buchwiss.de/5-0-Jahrestagungen.html>)

Antrittsvorlesung Johannes Frimmel

Anlässlich der ihm 2016 an der Ludwig-Maximilians-Universität erteilten Venia Legendi für Buchwissenschaft hielt unser Vorstandsmit-

glied PD Dr. Johannes Frimmel am 14. Juni seine Antrittsvorlesung in München. Der Titel lautete: „Ziemlich beste Freunde? Das Autor-Verleger-Beziehung in historischer Perspektive.“

Praxiswissen Provenienzforschung

In der neuen Reihe „Praxiswissen“ des De Gruyter Verlags haben die drei Wiener Bibliothekare Stefan Alker, Bruno Bauer und Markus Stumpf eine allgemein verständliche grundlegende Einführung in die Provenienzforschung von Bibliotheken und die Restitution geraubter Bücher vorgelegt. Mit zahlreichen Grafiken, Abbildungen und Beispielen werden alle praktischen Schritte für die Recherchen, die Dokumentation und den Aufbau der Datenbank erklärt. Weiters werden Aufgaben für Fall- und Personenrecherchen beschrieben und Problemfälle diskutiert. Auch dem Bereich der Öffentlichkeitsarbeit ist ein Kapitel gewidmet. Abschließend enthält der empfehlenswerte Band Abkürzungen der NS-Zeit, Literaturhinweise und ein Register. *NS-Provenienzforschung und Restitution an Bibliotheken*. Berlin: de Gruyter Saur 2016. 133 Seiten. 49,95 EUR. ISBN 978-3-11-031863-0. Reihe Praxiswissen. (E.A.)

Abgeschlossene Hochschulschriften

LEITNER, Carola: Die ersten zehn Jahre der Buchgemeinschaft Donauland. Diss. Univ. Wien 2016. (wiss. Betreuer Bachleitner, Hall)
WÖBER, Gabriele: Der Kinder- und Jugendbuchverlag Jungbrunnen in Wien. Diplomarbeit Univ. 2017. (wiss. Betreuer Hall)

Beiträger und Beiträgerinnen dieses Hefes

Mag. Dr. Andreas Golob: an.golob@uni-graz.at
Univ.-Prof. Dr. Murray G. Hall: office@murrayhall.com
Prof. Dr. Christine Haug: christine.haug@germanistik.uni-muenchen.de
Mag. Dr. Carola Leitner: carola.leitner@univie.ac.at
Mag. Dr. Veronika Pfolz: veronika.pfolz@netway.at
Dr. Maria Rózsa: rozsam@t-online.hu
Assoz. Prof. Dr. Günther Stocker: guenther.stocker@univie.ac.at
Dr. Michael Wögerbauer: woegerbauer@ucl.cas.cz

Unser Vorstand

Frau Mag. Dr. Julia Danielczyk ist im Juli 2017 aus dem Vorstand als Kassierin ausgetreten. Univ.-Prof. Dr. Norbert Bachleitner wurde als Kassier in den Vorstand kooptiert. Der Vorstand setzt sich bis zur nächsten Generalversammlung im Frühjahr 2018 wie folgt zusammen:

- Obmann: a.o. Univ.-Prof. Dr. Murray G. Hall office@murrayhall.com
- Obmann-Stellvertreter: Dr. Alfred Pfoser alfred.pfoser@icloud.com
- Obmann-Stellvertreter: Prof. Dr. Otmar Seemann otmar@seemann.co.at
- Schriftführer: Dr. Josef Pauser josef.pauser@univie.ac.at
- Schriftführer-Stellvertreter: Mag. Dr. Christina Köstner-Pemsel
christina.koestner@univie.ac.at
- Kassier: a.o. Univ.-Prof. Dr. Norbert Bachleitner norbert.bachleitner@univie.ac.at
- Kassier-Stellvertreter: PD Mag. Dr. Johannes Frimmel johannes.frimmel@germanistik.uni-muenchen.de

Rechnungsprüfer:

Mag. Dr. Veronika Pfolz (Wien) veronika.pfolz@netway.at

Beirat:

Mag. Dr. Michael Wögerbauer (Wien, Prag); Dr. Josef Seethaler (Österr. Akademie der Wissenschaften); Prof. Dr. Helmut Lang (Wien)

Kontaktpersonen:

Wiener Bibliophilen-Gesellschaft: Vorsitzender Dr. Tillfried Cernajsek, Kassier;
a.o. Univ.-Prof. Dr. Manfred Tschurlovits, Kassier-Stellvertreter Peter Rath.
Österreichische Exlibris-Gesellschaft: Präsident Ing. Heinrich R. Scheffer.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt ab 2014 für ordentliche Mitglieder Euro 30, für Studenten Euro 20, für Bibliotheken und Universitätsinstitute Euro 36, für Sponsoren ab Euro 72.

**Beitrittserklärungen an office@buchforschung.at oder
Gesellschaft für Buchforschung in Österreich, Kulmgasse 30/12, A-1170 Wien,
Österreich.**

Ein Zahlschein bzw. eine Rechnung wird dem ersten Heft beigelegt.

Bankverbindung:

BANK AUSTRIA

IBAN: AT72 1200 0006 0177 9408.

BIC/SWIFT: BKAUATWW